

O SWALD
S PENGLER

Jahre der
Entscheidung

Erster Teil

Deutschland
und die weltgeschichtliche
Entwicklung

Argand v

D

443

.S64

1933

H · BECK · MÜNCHEN

INHALTSVERZEICHNIS

Der politische Horizont I

Deutschland ist keine Insel 1. Angst vor der Wirklichkeit 3. Rationalismus und Romantik 5. Der täuschende Friede 1871/1914 10. Größe der Zeit 11.

Die Weltkriege und Weltmächte 16

Zeitalter der Weltkriege 16. Zwischen vergangenen und künftigen Machtformen, Metternich 19. Der erste Weltkrieg seit 1878 drohend 20. 1918 nicht entschieden 22. Ende „Europas“. Verfall der Staatshoheit seit dem Wiener Kongreß 24. Demokratischer Nationalismus 25. Die Wirtschaft mächtiger als die Politik: Keim der Wirtschaftskatastrophe 28. Wandlung der Heere und strategischen Gedanken 32. Flotten und Kolonien 35. Wirtschaftliche Kriegführung 39. Neue Mächte 41. Rußland wieder asiatisch 43. Japan 46. Die Vereinigten Staaten und die Revolution 47. England 51. Frankreich 54. Der Verzicht auf Weltpolitik schützt nicht vor ihren Folgen 56.

Die weiße Weltrevolution 58

Die „Revolution von unten“. Zeitalter der Gracchen in Rom 58. Nicht wirtschaftlich, sondern städtisch: Zerfall der Gesellschaft 62. Die Gesellschaft als Rangordnung 64. Unterschiede, nicht Gegensätze 66. Unterwelt der Großstadt: „vornehm“ und „gemein“ 67. Ziel der Revolution: Einebnung der Gesellschaft, Demokratie = Bolschewismus 69. Besitz, Luxus, Reichtum 70. Der Klassenkampf beginnt um 1770 75. In England 77. Einheit der Bewegung vom Liberalismus zum Bolschewismus 78. Seit 1840 Mobilmachung der „Arbeiterklasse“. „Diktatur des Proletariats“ 79. Berufsgitation 80. Der Bolschewismus nicht russisch 82. Duldung durch die liberale Gesellschaft 84. Kultus des „Arbeiters“ 87. Typus des Demagogen 88. Kirche und Klassenkampf, Kommunismus und Religion 89. Wirtschaftlicher Egoismus als Moral des Klassenkampfes 94. Zeitalter der revolutionären Theorie 1750/1850. Die Nationalökonomie seit 1770 gehört dazu 97. Negatives Ideal des Klassenkampfes: Zerstörung der Rangordnung seit 1770, der Wirtschaftsordnung seit 1840 99. „Kapitalismus“ und „Sozialismus“ als Moralbegriffe 100. Sozialismus als Kapitalismus von unten 102.

Die weiße Revolution heute am Ziel: Die Weltwirtschaftskrise seit 1840 von den Führern des Proletariats gewollt 104. Der Arbeiterführer als Sieger von 1918 106. Klassenkampf durch Arbeitszeitverkürzung und Lohnerhöhung 108. Ersatz der Mehrwerttheorie als Waffe durch die Praxis der politischen Löhne 110. Umfang und Wirkung des politischen Lohnes 112. Sieg der niederen Massenarbeit über die Führerarbeit 114. Bauerntum und städtische Luxuslöhne 116. Das krankhafte Tempo der Wirtschaftsentwicklung eine Folge des Lohndruckes 117. Ausdehnung des Finanzkapitals eine zweite Folge 119. Ende des Industriemonopols der weißen Arbeiterschaft 120. Die farbigen Löhne treten in den Kampf ein 121.

Um 1900 die weiße Wirtschaft schon untergraben 122. Der Zusammenbruch vom Weltkrieg nicht bewirkt, sondern nur nicht länger aufgehalten 123. Seit 1916 Diktatur der Arbeiterparteien über Staat und Wirtschaft. Die Arbeitslosigkeit 124. Ausraubung der Gesellschaft 125. Mangel an Einsicht. Inflation, Autarkie, Arbeitsbeschaffung 128. Der Klassenkampf noch nicht zu Ende 129. Zwei Fronten 130. Was ist „links“? 132. Sinn des Faschismus 134. „Preußentum und Sozialismus“ 136. Ausgang der „Revolution von unten“. Cäsarismus 141. Individualismus als nordische Lebensform 143.

Die farbige Weltrevolution 147

Tatsache der zwei Revolutionen: Klassenkampf und Rassenkampf 147. Die „Revolution von außen“ gegen das römische Imperium 148. Lage der weißen Völker. Versailles ein Sieg der farbigen Welt 150. Das aktive Asien: Rußland und Japan 151. Indianer 154. Neger 156. Indien und China 156. Müdigkeit der weißen Völker: Unfruchtbarkeit 157. Pazifismus, panem et circenses 161. Gefahr der Verständigung zwischen den Farbigen und dem weißen Proletariat 164. Eintritt in die entscheidenden Jahrzehnte 165.

Proudhon, die Ideologen der Befreiungskriege ebenso wie Marx, die materialistische Auffassung der Geschichte in demselben Grade wie die idealistische: Ob man als deren „Sinn“ und „Zweck“ den Fortschritt, die Technik, die „Freiheit“, das „Glück der meisten“ ansieht, oder die Blüte von Kunst, Dichtung und Denken, das macht wenig aus. In beiden Fällen hat man nicht bemerkt, daß das Schicksal in der Geschichte von ganz anderen, robusteren Mächten abhängt. Menschengeschichte ist Kriegsgeschichte. Von den wenigen echten Historikern von Rang ist keiner populär geworden, und von den Staatsmännern wurde Bismarck es erst, als es ihm nichts mehr half.

Aber ebenso wie Idealismus und Materialismus ist die Romantik ein Ausdruck rationalistischer Überhebung aus Mangel an Sinn für die Wirklichkeit. Sie sind im tiefsten Grunde verwandt und es wird schwer sein, bei irgend einem politischen oder sozialen Romantiker die Grenze zwischen diesen Richtungen des Denkens zu finden. In jedem bedeutenden Materialisten steckt ein heimlicher Romantiker.¹ Gewiß, man verachtet den kalten, flachen, methodischen Geist der andern, aber man besitzt selbst genug davon, um es mit den gleichen Mitteln, dem gleichen Dünkel zu tun. Romantik ist kein Zeichen starker Instinkte, sondern schwachen, sich selbst hassenden Intellekts. Sie sind alle infantil, diese Romantiker, Männer, die zu lange oder immer Kinder geblieben sind, ohne die Kraft zur Selbstkritik, aber mit ewigen Hemmungen aus dem dumpfen Bewußtsein persönlicher Schwäche und von dem kranken Gedanken getrieben, die Gesellschaft abzuändern, die ihnen zu männlich, zu gesund, zu nüchtern ist, nicht mit Messer und Revolver wie in Rußland. beileibe nicht, sondern mit edlem Gerede und poetischen Theorien. Wehe ihnen, wenn sie nicht künstlerische Begabung genug besitzen, um sich die fehlende Gestaltungskraft wenigstens einzureden. Aber auch da sind sie weibisch und schwächlich: sie können keinen großen Roman, keine strenge Tragödie auf die Beine stellen, noch weniger eine geschlossene starke Philosophie; nur innerlich formlose Lyrik, blutleere Schemata und fragmentarische Gedanken kommen zum Vorschein, weltfremd und weltfeindlich bis zur Absurdität.

¹ Die Welträtsel Haeckels z. B. sind das Buch eines reinen Schwärmers und schwachen Logikers. Denn der Glaube, der stärker ist als alle Beweise, kennzeichnet den Romantiker.

den gerichtete Tätigkeit solange als möglich von Europa fernhalten wollte, war aber weniger der Verfall dieses Staatensystems mit seinem Gleichgewicht der Mächte als der daneben hergehende Verfall der Staatshoheit selbst in den einzelnen Ländern, die uns seitdem selbst als Begriff so gut wie verloren gegangen ist. Was wir heute als „Ordnung“ anerkennen und in „liberalen“ Verfassungen festlegen, ist nichts als eine zur Gewohnheit gewordene Anarchie. Wir nennen das Demokratie, Parlamentarismus, Selbstregierung des Volkes, aber es ist tatsächlich das bloße Nichtvorhandensein einer ihrer Verantwortung bewußten Autorität, einer Regierung und damit eines wirklichen Staates.

Menschliche Geschichte im Zeitalter der hohen Kulturen ist die Geschichte politischer Mächte. Die Form dieser Geschichte ist der Krieg. Auch der Friede gehört dazu. Er ist die Fortsetzung des Krieges mit andern Mitteln: der Versuch des Besiegten, die Folgen des Krieges in der Form von Verträgen abzuschütteln, der Versuch des Siegers, sie festzuhalten. Ein Staat ist das „In Form sein“¹ einer durch ihn gebildeten und dargestellten völkischen Einheit für wirkliche und mögliche Kriege. Ist diese Form sehr stark, so besitzt sie als solche schon den Wert eines siegreichen Krieges, der ohne Waffen, nur durch das Gewicht der verfügbaren Macht gewonnen wird. Ist sie schwach, so kommt sie einer beständigen Niederlage in den Beziehungen zu anderen Mächten gleich. Staaten sind rein politische Einheiten, Einheiten der nach außen wirkenden Macht. Sie sind nicht an Einheiten der Rasse, Sprache oder Religion gebunden, sondern sie stehen darüber. Wenn sie sich mit solchen Einheiten decken oder kreuzen, so wird ihre Kraft infolge des inneren Widerspruches in der Regel geringer, nie größer. Die innere Politik ist nur dazu da, um die Kraft und Einheit der äußeren zu sichern. Wo sie andere, eigene Ziele verfolgt, beginnt der Verfall, das Außer-Form-geraten des Staates.

Zum „In Form sein“ einer Macht als Staat unter Staaten gehört aber vor allem die Stärke und Einheit der Führung, des Regierens, der Autorität, ohne welche der Staat tatsächlich nicht vorhanden ist. Staat und Regierung sind dieselbe Form, als Dasein oder als Tätigkeit gedacht. Die Mächte des 18. Jahrhunderts waren in Form, die

¹ Im Sinne des modernen Sports: Unt. d. Abdl. II, S. 444 ff.

über das einzelne Leben hinaus schicksalhaft in eine Richtung strebt: die Idee des Römertums, die Idee der Kreuzzüge, die faustische Idee des Strebens ins Unendliche.

Die wirklichen Nationen sind Ideen, auch heute noch. Was aber der Nationalismus seit 1789 meint, wird schon dadurch gekennzeichnet, daß er die Muttersprache mit der Schriftsprache der großen Städte verwechselt, in der jeder lesen und schreiben lernt, mit der Sprache also der Zeitungen und Flugblätter, durch die jeder über das „Recht“ der Nation und ihre notwendige Befreiung von irgend etwas aufgeklärt wird. Wirkliche Nationen sind, wie jeder lebendige Körper, von reicher innerer Gliederung; sie sind durch ihr bloßes Dasein schon eine Art von Ordnung. Der politische Rationalismus versteht aber unter „Nation“ die Freiheit von, den Kampf gegen jede Ordnung. Nation ist ihm gleich Masse, formlos und ohne Aufbau, herrenlos und ziellos. Das nennt er Souveränität des Volkes. Er vergißt, was bezeichnend ist, das gewachsene Denken und Fühlen des Bauerntums, er verachtet Sitte und Brauch des echten Volkslebens, zu denen auch, und zwar ganz besonders, die Ehrfurcht vor der Autorität gehört. Er kennt keine Ehrfurcht. Er kennt nur Prinzipien, die aus Theorien stammen. Vor allem das plebejische der Gleichheit, das heißt den Ersatz der verhaßten Qualität durch die Quantität, der beneideten Begabung durch die Zahl. Der moderne Nationalismus ersetzt das Volk durch die Masse. Er ist revolutionär und städtisch durch und durch.

Am verhängnisvollsten ist das Ideal der Regierung des Volkes „durch sich selbst“. Aber ein Volk kann sich nicht selbst regieren, so wenig eine Armee sich selber führen kann. Es muß regiert werden und es will das auch, solange es gesunde Instinkte besitzt. Aber es ist etwas ganz anderes gemeint: der Begriff der Volksvertretung spielt in jeder solchen Bewegung sofort die erste Rolle. Da kommen die Leute, die sich selbst zu „Vertretern“ des Volkes ernennen und als solche empfehlen. Sie wollen gar nicht „dem Volke dienen“; sich des Volkes bedienen wollen sie, zu eigenen, mehr oder weniger schmutzigen Zwecken, unter denen die Befriedigung der Eitelkeit der harmloseste ist. Sie bekämpfen die Mächte der Tradition, um sich an ihre Stelle zu setzen. Sie bekämpfen die Staatsordnung, weil sie ihre Art von Tätigkeit hin-

melplatz die Parlamente waren, betrachtete diese Mächte der Tradition denn auch mit Mißtrauen und Haß. Er bekämpfte sie grundsätzlich und hemmungslos ohne Rücksicht auf die äußeren Folgen. So wird die Innenpolitik überall ein Gebiet, das weit über seine eigentliche Bedeutung hinaus die Tätigkeit aller erfahrenen Staatsmänner notgedrungen an sich zog, ihre Zeit und Kraft vergeudete, und über dem man den ursprünglichen Sinn der Staatsleitung, die Führung der Außenpolitik, vergaß und vergessen wollte. Das ist der anarchische Zwischenzustand, der heute als Demokratie bezeichnet wird und der von der Zerstörung der monarchischen Staatshoheit durch den politischen, plebejischen Rationalismus zum Cäsarismus der Zukunft hinüberführt, der heute mit diktatorischen Tendenzen sich leise zu melden beginnt und bestimmt ist, das Trümmerfeld geschichtlicher Traditionen unumschränkt zu beherrschen.

6

Zu den ernsthaftesten Zeichen des Verfalls der Staatshoheit gehört die Tatsache, daß im Lauf des 19. Jahrhunderts der Eindruck herrschend geworden ist, die Wirtschaft sei wichtiger als die Politik. Unter den Leuten, die heute irgendwie den Entscheidungen nahe stehen, gibt es kaum einen, der das entschieden ablehnt. Man betrachtet die politische Macht nicht etwa nur als ein Element des öffentlichen Lebens, dessen erste, wenn nicht einzige Aufgabe es ist, der Wirtschaft zu dienen, sondern es wird erwartet, daß sie sich den Wünschen und Ansichten der Wirtschaft vollkommen füge, und zuletzt, daß sie von den Wirtschaftsführern kommandiert werde. Das ist denn auch in weitem Umfang geschehen, mit welchem Erfolg, lehrt die Geschichte dieser Zeit.

In Wirklichkeit lassen sich Politik und Wirtschaft im Leben der Völker nicht trennen. Sie sind, wie ich immer wiederholen muß, zwei Seiten desselben Lebens, aber sie verhalten sich wie die Führung eines Schiffes und die Bestimmung seiner Fracht. An Bord ist der Kapitän die erste Person, nicht der Kaufherr, dem die Ladung gehört. Wenn heute der Eindruck vorherrscht, daß die Wirtschaftsführung das mächtigere Element ist, so liegt das daran, daß die politische Führung der parteimäßigen Anarchie verfallen ist

und die Bezeichnung einer wirklichen Führung kaum noch verdient, und daß deshalb die wirtschaftliche höher zu ragen scheint. Aber wenn nach einem Erdbeben ein Haus zwischen Trümmern stehen geblieben ist, so ist es deshalb nicht das wichtigste gewesen. In der Geschichte, solange sie „in Form“ verläuft und nicht tumultuarisch und revolutionär, ist der Wirtschaftsführer niemals Herr der Entscheidungen gewesen. Er fügte sich den politischen Erwägungen ein, er diente ihnen mit den Mitteln, die er in Händen hatte. Ohne eine starke Politik hat es niemals und nirgends eine gesunde Wirtschaft gegeben, obwohl die materialistische Theorie das Gegenteil lehrt. Adam Smith, ihr Begründer, hatte das wirtschaftliche Leben als das eigentliche menschliche Leben behandelt, das Geldmachen als den Sinn der Geschichte, und er pflegte die Staatsmänner als schädliche Tiere zu bezeichnen. Aber gerade in England waren es nicht Kaufleute und Fabrikbesitzer, sondern echte Politiker wie die beiden Pitt, die durch eine großartige Außenpolitik, oft unter leidenschaftlichstem Widerspruch der kurzichtigen Wirtschaftsleute, die englische Wirtschaft zur ersten der Welt gemacht haben. Reine Staatsmänner waren es, welche den Kampf gegen Napoleon bis an die Grenzen des finanziellen Zusammenbruchs führten, weil sie weiter sahen als bis zur Bilanz des nächsten Jahres, wie es jetzt üblich ist. Aber heute besteht die Tatsache, daß infolge der Belanglosigkeit der leitenden Staatsmänner, die zum großen Teil selbst an Privatgeschäften interessiert sind, die Wirtschaft maßgebend in die Entscheidungen hineinredet, aber nun auch die Wirtschaft in ihrem vollen Umfang: nicht nur die Banken und Konzerne, mit oder ohne parteimäßige Verkleidung, sondern auch die Konzerne für Lohnsteigerung und Arbeitsverkürzung, die sich Arbeiterparteien nennen. Das letzte ist die notwendige Folge des ersten. Darin liegt die Tragik jeder Wirtschaft, die sich selbst politisch sichern will. Auch das begann 1789, mit den Girondisten, welche die Geschäfte des wohlhabenden Bürgertums zum Sinn des Vorhandenseins staatlicher Gewalten machen wollten, was nachher unter Louis Philipp, dem Bürgerkönig, weitgehend zur Tatsache wurde. Die berüchtigte Parole: „*Enrichissez-vous*“ wird zur politischen Moral. Sie wurde zu gut verstanden und befolgt, nämlich nicht nur von Handel und Gewerbe und von den Politikern selbst, sondern auch von der Klasse

der Lohnarbeiter, welche nun — 1848 — die Vorteile des Verfalls der Staatshoheit auch für sich ausnützte. Damit gewinnt die schleichende Revolution des ganzen Jahrhunderts, die man Demokratie nennt und die in Revolten der Masse durch Wahlzettel oder Barrikaden, der „Volksvertreter“ durch parlamentarische Ministerstürze und Budgetverweigerungen dem Staat gegenüber in periodische Erscheinung tritt, eine wirtschaftliche Tendenz. Auch in England, wo die Freihandelslehre des Manchestertums von den Trade Unions auch auf den Handel mit der Ware „Arbeit“ angewendet wurde, was Marx und Engels dann im Kommunistischen Manifest theoretisch ausgestaltet haben. Damit vollendet sich die Absetzung der Politik durch die Wirtschaft, des Staates durch das Kontor, des Diplomaten durch den Gewerkschaftsführer: hier und nicht in den Folgen des Weltkrieges liegen die Keime für die Wirtschaftskatastrophe der Gegenwart. Sie ist in ihrer ganzen Schwere nichts als eine Folge des Verfalls der staatlichen Macht.

Die geschichtliche Erfahrung hätte das Jahrhundert warnen sollen. Niemals haben wirtschaftliche Unternehmungen ohne Deckung durch eine machtpolitisch denkende Staatsleitung ihr Ziel wirklich erreicht. Es ist falsch, wenn man die Raubfahrten der Wikinger, mit denen die Seeherrschaft der abendländischen Völkerwelt beginnt, so beurteilt. Ihr Ziel war selbstverständlich das Beutemachen — ob an Land und Leuten oder an Schätzen, das ist die zweite Frage. Aber das Schiff war ein Staat für sich, und der Plan der Fahrt, der Oberbefehl, die Taktik waren echte Politik. Wo aus dem Schiff eine Flotte wurde, kam es sofort zu Staatsgründungen, und zwar mit sehr ausgesprochenen Hoheitsregierungen wie in der Normandie, in England und Sizilien. Die deutsche Hansa wäre eine wirtschaftliche Großmacht geblieben, wenn Deutschland selbst es politisch geworden wäre. Seit dem Ende dieses mächtigen Städtebundes, den politisch zu sichern niemand als Aufgabe eines deutschen Staates empfand, schied Deutschland aus den großen weltwirtschaftlichen Kombinationen des Abendlandes aus. Es wuchs erst im 19. Jahrhundert wieder in sie hinein, nicht durch private Bestrebungen, sondern einzig und allein durch die politische Schöpfung Bismarcks, welche die Voraussetzung für den imperialistischen Aufstieg der deutschen Wirtschaft gewesen ist.

fes der ausführenden Arbeit herab, und so zersetzen sich die großen Nationalwirtschaften und ziehen die Großmächte mit sich in den Abgrund.

7

Der folgenreichste Ausdruck der „nationalen“ Revolution seit 1789 sind die stehenden Heere des 19. Jahrhunderts gewesen. Die Berufsheere der dynastischen Staaten wurden durch Massenheere auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht ersetzt. Es war im tiefsten Grunde ein Jakobinerideal: die *levée en masse* von 1792 entsprach der Nation als Masse, die an Stelle der alten, gewachsenen, ständisch gegliederten Nation in vollkommener Gleichheit organisiert werden sollte. Daß dann in den Sturmangriffen dieser uniformierten Massen etwas ganz anderes zum Vorschein kam, eine prachtvolle, barbarische, gänzlich untheoretische Freude an Gefahr, Herrschaft und Sieg, der Rest von gesunder Rasse, das was noch von nordischem Heldentum in diesen Völkern lebte, war eine Erfahrung, welche die Schwärmer für „Menschenrechte“ sehr bald machten. Das Blut war wieder einmal stärker als der Geist. Die theoretische Begeisterung für das Ideal des „Volkes in Waffen“ hatte ein ganz anderes, bewußteres, rationalistischeres Ziel gehabt als die Entfesselung dieser elementaren Triebe, auch in Deutschland in und vor allem nach den Befreiungskriegen, wo sie zu den Revolutionen von 1830 und 1848 hinüberleitete. Diese Heere, „in denen es keinen Unterschied von hoch und niedrig, reich und arm gab“, sollten ein Abbild der künftigen Nation sein, in welcher alle Unterschiede des Ranges, Besitzes und der Begabung irgendwie aufgehoben waren. Das war der stille Gedanke vieler Freiwilligen von 1813, aber ebenso des literarischen Jungen Deutschland (Heine, Herwegh, Freiligrath) und vieler Männer der Paulskirche (wie Uhland). Das Prinzip der anorganischen Gleichheit war ihnen das Entscheidende. Die Leute vom Schlage der Jahn und Arndt ahnten nicht, daß es die Gleichheit war, die zum ersten Mal bei den Septembermorden von 1792 den Ruf *Vive la nation* ertönen ließ.

Man vergaß eine grundlegende Tatsache: In der Romantik der Volklieder war nur vom Heldentum der gemeinen Soldaten die Rede, aber der innere Wert dieser im Kriegsberuf zunächst dilettantischen

Heere, ihr Geist, ihre Zucht, ihre Durchbildung hingen von Eigenschaften des Offizierkorps ab, und dessen „In Form sein“ beruhte ganz auf den Traditionen des 18. Jahrhunderts. Sittlich taugt auch bei den Jakobinern eine Truppe soviel wie der Offizier, der sie durch sein Vorbild erzogen hat. Napoleon bekannte auf St. Helena, daß er nicht besiegt worden wäre, wenn er zu dem prachtvollen Soldatenmaterial seiner Heere ein Offizierkorps wie das österreichische gehabt hätte, in dem die ritterlichen Überlieferungen von Treue, Ehre und schweigender selbstloser Disziplin noch lebendig waren. Wankt diese Führerschaft in ihrer Gesinnung und Haltung oder gibt sie sich selbst auf wie 1918, so ist aus einem tapferen Regiment im Augenblick eine feige und hilflose Herde geworden. Es wäre bei der raschen Zersetzung der Machtformen in Europa ein Wunder gewesen, wenn dieses Machtmittel ihr standgehalten hätte. Und trotzdem war es so. Die großen Heere sind das konservativste Element des 19. Jahrhunderts gewesen. Sie und nicht die schwachgewordene Monarchie, der Adel oder gar die Kirche hielten die Form der staatlichen Autorität aufrecht und lebensfähig gegen die anarchischen Tendenzen des Liberalismus. „Was aus dem Schutte sich herausbilden wird, dies kann heute niemand wissen. Ein Element der Kraft hat sich nicht allein in Österreich, sondern im gesamten so hart gedrängten Europa erhoben, dieses Element heißt: die stehenden Heere. Leider ist dieses Element nur ein erhaltendes und kein schaffendes, und auf das Schaffen kommt es eben an“, schrieb Metternich 1849.¹ Und zwar beruhte das ausschließlich auf den strengen Anschauungen der Offizierkorps, zu welchen die Mannschaft herangebildet worden war. Wo es 1848 und später zu örtlichen Meutereien und Aufständen kam, lag die Schuld immer an der sittlichen Minderwertigkeit der Offiziere. Politisierende Generale, die aus ihrem militärischen Rang die Befähigung und das Recht zu staatsmännischen Urteilen ableiteten und danach zu handeln versuchten, hat es immer gegeben, in Spanien und Frankreich wie in Preußen und Österreich, aber das Offizierkorps als Ganzes verbot sich überall eine eigene politische Meinung. Nur die Heere, nicht die Kronen hielten 1830, 1848, 1870 stand.

¹ An Hartig, 30. März. Ebenso Bismarck, Gedanken und Erinnerungen I, S. 63. Spengler, Deutschland 3

Sie haben seit 1870 auch den Krieg verhindert, weil niemand mehr diese ungeheure Macht in Bewegung zu setzen wagte aus Furcht vor der unberechenbaren Wirkung, und damit haben sie den anormalen Friedenszustand von 1870 bis 1914 heraufgeführt, der es uns heute fast unmöglich macht, die Lage der Dinge richtig zu beurteilen.¹ An die Stelle unmittelbarer Kriege trat nun der mittelbare in Gestalt einer ständigen Erhöhung der Kriegsbereitschaft, des Tempo der Rüstungen und technischen Erfindungen, ein Krieg, in dem es ebenfalls Siege, Niederlagen und kurzlebende Friedensschlüsse gab.² Diese Art von verschleieter Kriegführung setzt aber einen nationalen Reichtum voraus, wie ihn nur die Länder mit großer Industrie entwickelt haben — er bestand zum großen Teil aus dieser Industrie selbst, sofern sie ein Kapital darstellte — und diese hatte zur Voraussetzung das Vorhandensein von Kohle, auf deren Vorkommen die Industrien aufgebaut wurden.³ Zum Kriegführen gehört Geld, zur Vorbereitung des Krieges gehört noch mehr. So wurde die industrielle Großwirtschaft selbst zur Waffe; je leistungsfähiger sie war, desto entschiedener sicherte sie von vornherein den Erfolg. Jeder Hochofen, jede Maschinenfabrik verstärkte die Kriegsbereitschaft. Die Aussicht auf erfolgreiche Operationen wurde mehr und mehr abhängig von der Möglichkeit unumschränkter Materialverbrauchs, vor allem an Munition. Man wurde sich dieser Tatsache nur sehr langsam bewußt. Bismarck legte bei den Friedensverhandlungen von 1871 noch allein Wert auf strategische Punkte wie Metz und Belfort und gar keinen auf das lothringische Erzrevier. Als man dann aber das ganze Verhältnis zwischen Wirtschaft und Krieg, zwischen Kohle und Kanonen erkannt hatte, wie es nun bestand, kehrte es sich um: Die starke Wirtschaft war die entscheidende Voraussetzung der Kriegführung geworden; sie forderte dafür die erste Beachtung und nun begannen in steigendem Maße die Kanonen der Kohle zu dienen.⁴ Der Verfall des Staatsgedankens infolge des um sich greifenden Parlamentarismus trat hinzu. Die Wirtschaft — vom Trust bis zur Gewerkschaft — be-

¹ Siehe S. 10.

² Unt. d. Abdl. II, S. 534. Polit. Schriften S. 132.

³ Polit. Schriften S. 329 ff.

⁴ Polit. Schriften S. 330.

lische Flotte so gut als möglich entzog. Fast alle großen Schiffe, die in den letzten fünfzig Jahren als veraltet außer Dienst gestellt worden sind, haben nie einen Schuß auf einen ebenbürtigen Gegner abgegeben. Und heute macht die Entwicklung der Luftwaffe es fraglich, ob die Zeit der Panzerschiffe nicht überhaupt zu Ende ist. Vielleicht bleibt nur der Kaperkrieg übrig.

Im Verlauf des Weltkrieges tritt auf dem festen Lande eine vollkommene Wandlung ein. Die nationalen Massenheere, bis an die äußerste Grenze ihrer Möglichkeiten entwickelt, eine Waffe, die im Gegensatz zur Schlachtflotte wirklich „erschöpft“ wurde, endeten im Schützengraben, in dem die Belagerung Deutschlands mit Stürmen und Ausfällen bis zur Kapitulation durchgeführt wurde. Die Quantität siegte über die Qualität, die Mechanik über das Leben. Die große Zahl machte der Geschwindigkeit derjenigen Art ein Ende, die Napoleon in die Taktik eingeführt hatte, am deutlichsten im Feldzug von 1805, der in ein paar Wochen über Ulm nach Austerlitz führte, und die von den Amerikanern 1861—65 durch die Verwendung der Eisenbahnen noch weiter gesteigert wurde. Ohne die Bahnen, welche Deutschland die Verschiebung ganzer Heere zwischen Ost und West möglich machten, wäre auch dieser Krieg seiner Form und Dauer nach unmöglich gewesen.

Es gibt in der Weltgeschichte zwei ganz große Umwälzungen in der Kriegführung durch plötzliche Steigerung der Beweglichkeit. Die eine fand in den ersten Jahrhunderten seit 1000 v. Chr. statt, als irgendwo in den weiten Ebenen zwischen Donau und Amur das Reitpferd aufkam. Die berittenen Heere waren dem Fußvolk¹ weit überlegen. Sie konnten auftauchen und verschwinden, ohne daß ein Angriff auf sie und eine Verfolgung möglich waren. Vergebens stellten die Völker vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean neben ihrem Fußvolk eine Reiterei auf: sie war durch jenes an der freien Bewegung verhindert. Und ebenso vergebens wird das römische wie

¹ Einschließlich der Streitwagen, die nur in der Schlacht und nicht auf dem Marsche Verwendung fanden. Sie sind etwa ein Jahrtausend älter, in demselben Gebiet entstanden und haben überall, wo sie auftauchten, eine ungeheuere Überlegenheit über die damalige Kampfweise im Felde bewiesen, in China und Indien etwa seit 1500, in Vorderasien schon etwas früher, in der hellenischen Welt etwa seit 1600. Sie wurden bald allgemein verwendet und verschwanden, als die Reiterei, wenn auch nur als Spezialwaffe neben dem Fußvolk, zur dauernden Einrichtung wurde.

tärisches Mittel gedacht, weil ihm England gegenüber kein anderes zur Verfügung stand. Auf dem Kontinent schuf er nur neue Dynastien, während Pitt in der Ferne Handels- und Plantagenkolonien begründete. Der Krieg von 1914 aber wurde von England nicht Frankreichs oder gar Belgiens wegen, sondern „um des *weekend* willen“ geführt, um Deutschland als Wirtschaftskonkurrenz wenn möglich für immer auszuschalten. 1916 begann neben dem militärischen der planmäßige Wirtschaftskrieg, der fortgesetzt werden sollte, wenn der andere notwendig zum Ende kam. Die Kriegsziele wurden seitdem immer entschiedener in dieser Richtung gesucht. Der Vertrag von Versailles sollte gar keinen Friedenszustand begründen, sondern die Machtverhältnisse derart regeln, daß das Ziel jederzeit mit neuen Forderungen und Maßnahmen gesichert werden konnte. Daher die Auslieferung der Kolonien, der Handelsflotte, die Beschlagnahme der Bankguthaben, Besitzungen, Patente in allen Ländern, die Abtrennung von Industriegebieten wie Oberschlesien und das Saarland, die Einführung der Republik, von der man mit Recht eine Untergrabung der Industrie durch die allmächtig gewordenen Gewerkschaften erwartete, und endlich die Reparationen, die wenigstens im Sinne Englands keine Kriegsentschädigung sein sollten, sondern eine dauernde Belastung der deutschen Wirtschaft bis zu deren Erliegen.

Aber damit begann, sehr gegen die Erwartung der Mächte, die den Vertrag diktiert hatten, ein neuer Wirtschaftskrieg, in dem wir uns heute befinden und der einen sehr erheblichen Teil der gegenwärtigen „Weltwirtschaftskrise“ bildet. Die Machtverteilung der Welt war durch die Stärkung der Vereinigten Staaten und deren Hochfinanz und die neue Gestalt des russischen Reiches völlig verlagert, die Gegner und Methoden andere geworden. Der augenblickliche Krieg mit wirtschaftlichen Mitteln, den man in einer späteren Zeit vielleicht als den zweiten Weltkrieg bezeichnen wird, brachte ganz neue Formen der bolschewistischen Wirtschaftsoffensive in Gestalt des Fünfjahresplanes, den Angriff des Dollars und Franken auf das Pfund, die von fremden Börsen aus geleiteten Inflationen als Zerstörung ganzer Nationalvermögen und die Autarkie der Nationalwirtschaften, die vielleicht bis zur Vernichtung des gegnerischen Exports, also der Wirtschaft und damit der Existenzbedingun-

gen großer Völker durchgeführt werden wird, den Dawes- und Youngplan als Versuche von Finanzgruppen, ganze Staaten zur Zwangsarbeit für Banken herabzudrücken. Es handelt sich in der Tiefe darum, die Lebensfähigkeit der eigenen Nation durch Vernichtung derjenigen fremder zu retten. Es ist der Kampf auf dem Bootskiel. Und hier werden, wenn alle anderen Mittel erschöpft sind, doch wieder die ältesten und ursprünglichsten, die militärischen, in ihre Rechte treten: die stärker gerüstete Macht wird die schwächere zwingen, ihre Wirtschaftsdefensive aufzugeben, zu kapitulieren, zu verschwinden. Die Kanonen sind letzten Endes doch stärker als die Kohle. Es läßt sich nicht absehen, wie dieser Wirtschaftskrieg ausgehen wird, aber sicher ist, daß er zuletzt den Staat als Autorität, gestützt auf freiwillige und deshalb zuverlässige, gut durchgebildete und sehr bewegliche Berufsheere, in seine geschichtlichen Rechte wieder einsetzen und die Wirtschaft in die zweite Linie verweisen wird, wohin sie gehört.

8

In diesem Zeitalter des Übergangs, der Formlosigkeit „zwischen den Zeiten“, das wahrscheinlich noch lange nicht auf der Höhe der Verwirrung und der flüchtigen Gestaltungen angelangt ist, zeichnen sich ganz leise neue Tendenzen ab, die darüber hinaus in die fernere Zukunft deuten. Die Mächte beginnen sich zu bilden, der Form und der Lage nach, welche bestimmt sind, den Endkampf um die Herrschaft auf diesem Planeten zu führen, von denen nur eine dem *Imperium mundi* den Namen geben kann und wird, wenn nicht ein ungeheures Schicksal es vernichtet, bevor es vollendet war. Nationen einer neuen Art sind im Begriff zu entstehen, nicht wie sie heute noch sind: Summen gleichgeordneter Individuen von gleicher Sprache, auch nicht wie sie vormalig waren, als man in der Renaissance ein Gemälde, eine Schlacht, ein Gesicht, einen Gedanken, eine Art von sittlicher Haltung und Meinung mit Sicherheit dem Stil, der Seele nach als italienisch erkannte, obwohl es einen italienischen Staat gar nicht gab. Faustische Nationen vom Ende des 20. Jahrhunderts werden Wahlverwandtschaften von Menschen mit gleichem Lebensgefühl sein, mit gleichen Imperativen eines starken Willens,

selbstverständlich mit der gleichen Sprache, ohne daß die Kenntnis dieser Sprache sie bezeichnet oder abgrenzt, Menschen von starker Rasse, nicht im Sinne heutigen Rasseglaubens, sondern in meinem Sinne, der die starken Instinkte meint, zu denen auch die Überlegenheit des Blickes für die Dinge der Wirklichkeit gehört, den man heute in den großen Städten und unter Bücherschreibern nicht vom „Geist“ bloßer Intelligenzen zu unterscheiden weiß, Menschen, die sich zu Herren geboren und berufen fühlen. Was kommt auf die Zahl an? Sie hat nur das vorige Jahrhundert tyrannisiert, das vor Quantitäten auf den Knien lag. Ein Mann bedeutet viel gegenüber einer Masse von Sklavenseelen, von Pazifisten und Weltverbessern, die Ruhe um jeden Preis ersehnen, selbst um den der „Freiheit“. Es ist der Übergang vom *populus Romanus* der Zeit Hannibals zu den Repräsentanten des „Römertums“ im 1. Jahrhundert, die wie Marius und Cicero zum Teil gar nicht „Römer“ waren.

Es scheint, daß Westeuropa seine maßgebende Bedeutung verloren hat, aber von der Politik abgesehen scheint es nur so. Die Idee der faustischen Kultur ist hier erwachsen. Hier hat sie ihre Wurzeln und hier wird sie den letzten Sieg ihrer Geschichte erfechten oder rasch dahinsterben. Die Entscheidungen, wo sie auch fallen mögen, geschehen um des Abendlandes willen, seiner Seele freilich, nicht seines Geldes oder Glückes wegen. Aber einstweilen ist die Macht in die Randgebiete verlegt, nach Asien und Amerika. Dort ist es die Macht über die größte Binnenlandmasse des Erdballs, hier — in den Vereinigten Staaten und den englischen Dominions — die über die beiden durch den Panamakanal verbundenen weltgeschichtlichen Ozeane. Indessen von den Weltmächten dieser Tage steht keine so fest, daß man mit Sicherheit sagen kann, sie werde in hundert, in fünfzig Jahren noch eine Macht, ja überhaupt noch vorhanden sein.

Was ist heute eine Macht großen Stils? Ein staatliches oder staatlähnliches Gebilde, mit einer Leitung, die weltpolitische Ziele hat und der Wahrscheinlichkeit nach auch die Kraft, sie durchzusetzen, gleichviel auf was für Mittel sie sich stützt: Heere, Flotten, politische Organisationen, Kredite, mächtige Bank- oder Industriegruppen von gleichem Interesse, endlich und vor allem eine starke strategische Position auf dem Erdball. Man kann sie alle durch die Namen von

Millionenstädten bezeichnen, in denen die Macht und der Geist dieser Macht gesammelt ist. Ihnen gegenüber sind ganze Länder und Völker nichts als „Provinz“.¹

Da ist vor allem „Moskau“, geheimnisvoll und für abendländisches Denken und Fühlen völlig unberechenbar, der entscheidende Faktor für Europa seit 1812, als es staatlich noch zu diesem gehörte, seit 1917 für die ganze Welt. Der Sieg der Bolschewisten bedeutet geschichtlich etwas ganz anderes als sozialpolitisch oder wirtschaftstheoretisch. Asien erobert Rußland zurück, nachdem „Europa“ es durch Peter den Großen annektiert hatte. Der Begriff Europa verschwindet damit wieder aus dem praktischen Denken der Politiker oder sollte es tun, wenn wir Politiker von Rang hätten. Dies „Asien“ aber ist eine Idee, und zwar eine Idee, die Zukunft hat. Rasse, Sprache, Volkstum, Religion in den heutigen Formen sind daneben gleichgültig. Das alles kann und wird sich grundlegend umgestalten. Was heute da ist, ist lediglich die durch Worte nicht zu bestimmende, ihrer selbst unbewußte neue Art von Leben, mit dem eine große Landschaft schwanger ist und das sich auf dem Wege zur Geburt befindet. Die Zukunft definieren, festlegen, in ein Programm bringen wollen heißt das Leben mit einer Phrase darüber verwechseln, wie es der herrschende Bolschewismus tut, der sich seiner westeuropäischen, rationalistischen und großstädtischen Herkunft nicht hinreichend bewußt ist.

Die Bevölkerung dieses gewaltigsten Binnenlandes der Erde ist von außen unangreifbar. Die Weite ist eine Macht, politisch und militärisch, die noch nie überwunden worden ist; das hat schon Napoleon erfahren. Was sollte es einem Feinde nützen, wenn er noch so große Gebiete besetzt? Um auch den Versuch dazu wirkungslos zu machen, haben die Bolschewisten den Schwerpunkt ihres Systems immer weiter nach Osten verlegt. Die machtpolitisch wichtigen Industriegebiete sind sämtlich östlich von Moskau, zum großen Teil östlich vom Ural bis zum Altai hin, und südlich bis zum Kaukasus aufgebaut worden. Das ganze Gebiet westlich Moskaus, Weißrußland, die Ukraine, einst von Riga bis Odessa das lebenswichtigste des Zarenreiches, bildet heute ein phantastisches Glacis gegen „Europa“ und könnte preisgegeben werden, ohne daß das

¹ Unt. d. Abdl. II, S. 116 f.

System zusammenbricht. Aber damit ist jeder Gedanke an eine Offensive von Westen her sinnlos geworden. Sie würde in einen leeren Raum stoßen.

Dies Bolschewistenregiment ist kein Staat in unserem Sinne, wie es das petrinische Rußland gewesen war. Es besteht wie Kiptschak, das Reich der „goldenen Horde“ in der Mongolenzeit, aus einer herrschenden Horde — kommunistische Partei genannt — mit Häuptlingen und einem allmächtigen Khan und einer etwa hundertmal so zahlreichen unterworfenen, wehrlosen Masse. Von echtem Marxismus ist da sehr wenig, außer in Namen und Programmen. In Wirklichkeit besteht ein tartarischer Absolutismus, der die Welt aufwiegelt und ausbeutet, ohne auf Grenzen zu achten, es seien denn die der Vorsicht, verschmitzt, grausam, mit dem Mord als alltäglichem Mittel der Verwaltung, jeden Augenblick vor der Möglichkeit einen Dschingiskhan auftreten zu sehen, der Asien und Europa aufrüllt.

Der echte Russe ist in seinem Lebensgefühl Nomade geblieben, ganz wie der Nordchinese, der Mandschu und Turkmene.¹ Heimat ist ihm nicht das Dorf, sondern die endlose Ebene, das Mütterchen Rußland. Die Seele dieser unendlichen Landschaft treibt ihn zum Wandern ohne Ziel. Der „Wille“ fehlt. Das germanische Lebensgefühl hat ein Ziel, das erobert werden muß, ein fernes Land, ein Problem, einen Gott, eine Macht, Ruhm oder Reichtum. Hier wandern Bauernfamilien, Handwerker und Arbeiter von einer Gegend in die andere, von Fabrik zu Fabrik, ohne Not, nur dem inneren Drange folgend. Keine Gewaltmaßnahme der Sowjets hat das hindern können, obwohl es das Entstehen eines Stammes gelernter und mit dem Werk verbundener Arbeitskräfte unmöglich macht. Schon daran scheitert der Versuch, eine Wirtschaft westeuropäischer Art ohne fremde Mitarbeit zu schaffen und zu erhalten.

Aber ist das kommunistische Programm überhaupt noch ernst gemeint, als Ideal nämlich, dem Millionen von Menschen geopfert worden sind und um dessen willen Millionen hungern und im Elend leben? Oder ist es nur ein äußerst wirksames Kampfmittel der Verteidigung gegen die unterworfenen Masse, vor allem die Bauern, und des Angriffs gegen die verhaßte, nichtrussische Welt, die zersetzt

¹ Polit. Schriften S. 110 f.

werden soll, bevor man sie niederwirft?¹ Sicher ist, daß sich tatsächlich nicht viel ändern würde, wenn man eines Tages aus Gründen der machtpolitischen Zweckmäßigkeit das kommunistische Prinzip fallen ließe. Die Namen würden anders werden; die Verwaltungszweige der Wirtschaftsorganisation würden Konzerne heißen, die Kommissionen Aufsichtsräte, die Kommunisten selbst Aktienbesitzer. Im übrigen ist die westlich-kapitalistische Form längst vorhanden.

Aber diese Macht kann keinen Auslandskrieg führen, weder im Osten noch im Westen, außer durch Propaganda. Dazu ist das System mit seinen westeuropäisch-rationalistischen Zügen, die noch aus der literarischen Unterwelt von Petersburg stammen, viel zu künstlich. Es würde keine Niederlage überleben, da es nicht einmal einen Sieg überleben würde: Einem siegreichen General gegenüber wäre die Moskauer Bürokratie verloren. Sowjetrußland würde durch irgendein anderes Rußland abgelöst und die regierende Horde wahrscheinlich abgeschlachtet werden. Aber damit wäre nur der Bolschewismus marxistischen Stils überwunden, der nationalistisch-asiatische würde hemmungslos ins Gigantische wachsen. Aber ist die rote Armee überhaupt zuverlässig? Ist sie brauchbar? Wie steht es mit den berufsmäßigen und sittlichen Qualitäten des „Offizierkorps“? Was bei den Paraden in Moskau gezeigt wird, sind nur die Eliteregimenter aus zuverlässigen Kommunisten, die eigentliche Leibgarde der Machthaber. Aus der Provinz hört man immer wieder von unterdrückten Verschwörungen. Und sind die Eisenbahnen, Flugzeuge, Rüstungsindustrien einer ernsthaften Inanspruchnahme überhaupt gewachsen? Sicher ist, daß das russische Verhalten in der Mandschurei und die Nichtangriffspakte im Westen den Entschluß verraten, einer militärischen Probe unter allen Umständen aus dem Wege zu gehen. Die anderen Mittel, die wirtschaftliche Vernichtung der Gegner durch den Handel und vor allem die Revolution, nicht als ideales Ziel, sondern als Waffe gedacht, wie sie 1918 von England und Frankreich gegen Deutschland angewendet wurde, sind ungefährlicher und wirksamer.

¹ Dostojewski schrieb 1878: „Alle Menschen müssen russisch werden, als erstes und vor allen Dingen russisch werden. Ist die Allmenschheit die russische Nationalidee, so muß vor allem erst jeder Russe werden.“

Demgegenüber hat Japan eine sehr starke Stellung. Zur See ist es fast unangreifbar wegen der Inselketten, deren schmale Durchgänge mit Minenfeldern, Unterseebooten und Flugzeugen sicher gesperrt werden können, so daß das Chinesische Meer für keine fremde Flotte erreichbar ist. Darüber hinaus hat sich Japan in der Mandschurei ein Festlandgebiet von gewaltiger wirtschaftlicher Zukunft gesichert — die Sojabohne hat heute schon die Rentabilität der Kokos- und Ölpalme in der Südsee und in Westafrika zerstört — dessen Menschenzahl ungeheuer wächst¹ und dessen endgültige Grenzen heute noch ganz unbestimmt sind. Der geringste Versuch der Bolschewisten, militärisch gegen diese Machtverschiebung einzuschreiten, würde zur Fortnahme von Wladiwostok, der östlichen Mongolei und wahrscheinlich Pekings führen. Die einzige praktische Gegenwirkung ist die rote Revolution in China, aber sie ist seit der Gründung der Kuomintang immer wieder an „kapitalistischen“ Angriffen gescheitert, nämlich an der Bestechung der Generale und ganzer Armeen von irgendeiner Seite. Uralte Fellachenvölker² wie die Inder und Chinesen können nie wieder eine selbständige Rolle in der Welt der großen Mächte spielen. Sie können die Herren wechseln, den einen vertreiben — etwa die Engländer aus Indien —, um dem nächsten zu erliegen, aber sie werden nie mehr eine eigene innere Form des politischen Daseins hervorbringen. Dazu sind sie zu alt, zu starr, zu verbraucht. Auch die Form ihrer heutigen Auflehnung samt deren Zielen — Freiheit, Gleichheit, Parlament, Republik, Kommunismus und dergleichen — sind ohne Ausnahme von Westeuropa und Moskau importiert. Sie sind Objekte und Kampfmittel für fremde Mächte, ihre Länder Schlachtfelder für fremde Entscheidungen, aber gerade dadurch können sie eine gewaltige, wenn auch vorübergehende Bedeutung erlangen. Ohne Zweifel haben Rußland und Japan den Blick auf die hier ruhenden Möglichkeiten gerichtet und arbeiten im stillen mit Mitteln, die der „Weiße“ weder kennt noch sieht. Aber steht Japan heute noch so fest wie zur Zeit des russischen Krieges? Damals regierte die alte, stolze, ehrenhafte und tapfere Herrenschaft der

¹ Sie hat sich in 15 Jahren durch Masseneinwanderung verdreifacht und beträgt augenblicklich über 30 Millionen.

² Unt. d. Abdl. II, S. 125, 222.

Samurai, die mit zum besten gehört, was die ganze Welt an „Rasse“ besitzt. Aber heute hört man von radikalen Parteien, Streiks, bolschewistischer Propaganda und ermordeten Ministern. Ist dieser prachtvolle Staat schon über den Gipfel seines Daseins hinaus, vergiftet von den demokratisch-marxistischen Verfallsformen der weißen Völker, jetzt wo der Kampf um den Stillen Ozean eben in die entscheidende Phase tritt? Sollte es seine alte Offensivkraft noch besitzen, dann ist es in Verbindung mit der unvergleichlichen strategischen Lage zur See jeder feindlichen Kombination gewachsen. Aber wer kommt hier als Gegner ernsthaft in Betracht? Rußland sicherlich nicht, und ebensowenig irgendeine westeuropäische Macht. Nirgends kann man das Herabsinken all dieser Staaten von ihrem einstigen politischen Rang so deutlich empfinden wie hier. Vor kaum zwanzig Jahren waren Port Arthur, Weihaiwei und Kiautschou besetzt und die Aufteilung Chinas in Interessenssphären westlicher Mächte im Gang. Das pazifische Problem war einmal ein europäisches. Jetzt wagt nicht einmal England mehr, den seit Jahrzehnten geplanten Ausbau von Singapur durchzuführen. Es hatte der mächtige Stützpunkt der englischen Flotte bei ostasiatischen Verwicklungen sein sollen, aber läßt es sich gegen Japan und Frankreich halten, wenn dieses den Landweg über Hinterindien freigibt? Verzichtet England aber auf seine alte Stellung in diesen Meeren und gibt damit Australien dem japanischen Druck preis, so wird dieses mit Sicherheit aus dem Empire ausscheiden und sich Amerika anschließen. Amerika ist der einzige ernsthafte Gegner, aber wie stark ist er an dieser Stelle zur See, trotz des Panamakanals? San Franzisko und Hawaii liegen viel zu weit entfernt, um Flottenstützpunkte gegen Japan zu sein, die Philippinen sind kaum zu halten und Japan besitzt im lateinischen Amerika mögliche Verbündete gegen Newyork, deren Bedeutung sich nicht dadurch vermindert, daß man nicht von ihnen spricht.

Sind die Vereinigten Staaten eine Macht, die Zukunft hat? Flüchtige Beobachter redeten vor 1914 von unbegrenzten Möglichkeiten, nachdem sie sich ein paar Wochen lang umgesehen hatten, und die neue

„Gesellschaft“ Westeuropas nach 1918, aus Snob und Mob gemischt, schwärmt vom jungen, starken, uns weit überlegenen und schlechtweg vorbildlichen Amerikanertum, aber sie verwechseln Rekorde und Dollars mit der seelischen Kraft und Tiefe des Volkstums, die dazugehören, wenn man eine Macht von Dauer sein will, den Sport mit Gesundheit der Rasse und geschäftliche Intelligenz mit Geist. Was ist der „hundertprozentige“ Amerikanismus? Ein nach dem unteren Durchschnitt genormtes Massedasein, eine primitive Pose oder ein Versprechen der Zukunft?

Sicher ist, daß es hier bisher weder ein wirkliches Volk noch einen wirklichen Staat gibt. Können sich beide durch ein hartes Schicksal noch herausbilden oder schließt das der Typus des Kolonialmenschen aus, dessen seelische Vergangenheit anderswo lag und abgestorben ist? Der Amerikaner redet wie der Engländer nicht von Staat oder Vaterland, sondern von *this country*. In der Tat handelt es sich um ein unermeßliches Gebiet und um eine von Stadt zu Stadt schweifende Bevölkerung von Trappern, die in ihm auf die Dollarjagd gehen, rücksichtslos und ungebunden, denn das Gesetz ist nur für den da, der nicht schlau oder mächtig genug ist, es zu verachten.

Die Ähnlichkeit mit dem bolschewistischen Rußland ist viel größer als man denkt: Dieselbe Weite der Landschaft, die jeden erfolgreichen Angriff eines Gegners und damit das Erlebnis wirklicher nationaler Gefahr ausschließt und so den Staat entbehrlich macht, infolge davon aber auch ein echt politisches Denken nicht entstehen läßt. Das Leben ist ausschließlich wirtschaftlich gestaltet und entbehrt deshalb der Tiefe, um so mehr als ihm das Element der echten geschichtlichen Tragik, das große Schicksal fehlt, das die Seele der abendländischen Völker durch Jahrhunderte vertieft und erzogen hat.

Die Religion, ursprünglich ein strenger Puritanismus, ist eine Art von pflichtgemäßer Unterhaltung geworden und der Krieg war ein neuer Sport. Und dieselbe Diktatur der öffentlichen Meinung hier und dort, ob sie nun parteimäßig oder gesellschaftlich vorgeschrieben ist, die sich auf alles erstreckt, was im Abendland dem Willen des einzelnen freigestellt ist, Flirt und Kirchengang, Schuhe und Schminke, Modetänze und Moderomane, das Denken, Essen und Vergnügen. Alles ist für alle gleich. Es gibt einen nach Körper, Kleidung und Seele genormten Typus des Amerikaners und vor allem der Amerikane-

rin, und wer sich dagegen auflehnt, wer das öffentlich zu kritisieren wagt, verfällt der allgemeinen Ächtung, in Newyork wie in Moskau. Und endlich findet sich eine fast russische Form des Staatssozialismus oder Staatskapitalismus, dargestellt durch die Masse der Trusts, die den russischen Wirtschaftsverwaltungen entsprechend Produktion und Absatz bis ins einzelne planmäßig normen und leiten. Sie sind die eigentlichen Herren des Landes, hier wie dort. Es ist der faustische Wille zur Macht, aber aus dem organisch Gewachsenen ins seelenlos Mechanische übersetzt. Der Dollarimperialismus, der ganz Amerika bis nach Santiago und Buenos Aires hin durchdringt und überall die westeuropäische, vor allem die englische Wirtschaft zu untergraben und auszuschalten sucht, gleicht mit seiner Einordnung der politischen Macht in wirtschaftliche Tendenzen genau dem bolschewistischen, und dessen Losung: „Asien den Asiaten“ entspricht im wesentlichen durchaus der heutigen Auffassung der Monroedoktrin für Lateinamerika: Ganz Amerika für die Wirtschaftsmacht der Vereinigten Staaten. Das ist der letzte Sinn der Gründung „unabhängiger“ Republiken wie Kuba und Panama, des Eingreifens in Nikaragua und des Sturzes unbequemer Präsidenten durch die Macht des Dollars bis nach dem äußersten Süden hin.

Aber diese staat- und gesetzlose „Freiheit“ des rein wirtschaftlich gerichteten Lebens hat eine Kehrseite. Es ist aus ihm heraus eine Seemacht entstanden, die stärker zu werden beginnt als die Englands, und die zwei Ozeane beherrscht. Es sind Kolonialbesitzungen entstanden: die Philippinen, Hawaii, westindische Inseln. Und man ist von geschäftlichen Interessen und durch die englische Propaganda immer tiefer in den ersten Weltkrieg bis zur militärischen Beteiligung hineingezogen worden. Damit aber sind die Vereinigten Staaten ein führendes Element der Weltpolitik geworden, ob sie es wissen und wollen oder nicht, und sie müssen nun nach innen und außen staatspolitisch denken und handeln lernen oder in ihrer heutigen Gestalt verschwinden. Ein Zurück gibt es nicht mehr. Ist der „Yankee“ dieser schweren Aufgabe gewachsen? Stellt er eine unzerstörbare Art des Lebens dar oder ist er nur eine Mode der leiblichen, geistigen und seelischen Kleidung? Aber wieviel Einwohner des Landes gehören diesem herrschenden angelsächsischen

Typus innerlich überhaupt nicht an? Von den Negern ganz abgesehen sind in den zwanzig Jahren vor dem Kriege nur noch wenige Deutsche, Engländer und Skandinavier eingewandert, aber 15 Millionen Polen, Russen, Tschechen, Balkanslaven, Ostjuden, Griechen, Vorderasiaten, Spanier und Italiener. Sie sind zum großen Teil nicht mehr im Amerikanertum aufgegangen und bilden ein fremdartiges, andersdenkendes und sehr fruchtbares Proletariat mit dem geistigen Schwerpunkt in Chikago. Sie wollen ebenfalls den gesetzlos freien Wirtschaftskampf, aber sie fassen ihn anders auf. Gewiß, es gibt keine kommunistische Partei. Die hat es als Organisation für Wahlzwecke auch im Zarenreich nicht gegeben. Aber es gibt hier wie dort eine mächtige Unterwelt fast Dostojewskischer Prägung mit eigenen Machtzielen, Zersetzungs- und Geschäftsmethoden, die infolge der üblichen Korruption der Verwaltungs- und Sicherheitsorgane, vor allem durch den Alkoholschmuggel, der die politische und soziale Demoralisation bis zum äußersten gesteigert hat, bis in sehr wohlhabende Schichten der Gesellschaft hinaufreicht. Sie schließt das Berufsverbrechertum ebenso ein wie die geheimen Gesellschaften von der Art des Ku-Klux-Klan. Sie umfaßt Neger und Chinesen so gut wie die entwurzelten Elemente aller europäischen Stämme und Rassen, und sie besitzt sehr wirksame, zum Teil schon alte Organisationen nach Art der italienischen Camorra, der spanischen Guerillas und der russischen Nihilisten vor und Tschekisten nach 1917. Das Lynchen, die Entführungen und Attentate, Mord, Raub und Brand sind längst erprobte Mittel der politisch-wirtschaftlichen Propaganda. Ihre Anführer nach Art der Jack Diamond und Al Capone besitzen Villen, Autos und verfügen über Bankguthaben, welche die vieler Trusts und selbst mittlerer Staaten übertreffen. In weiten, dünnbevölkerten Gebieten haben Revolutionen notwendig eine andere Form als in den Hauptstädten Westeuropas. Die latein-amerikanischen Republiken beweisen das unaufhörlich. Hier gibt es keinen starken Staat, der durch den Kampf gegen ein Heer mit alten Traditionen gestürzt werden müßte, aber auch keinen, der die bestehende Ordnung schon durch die Ehrfurcht vor seinem Dasein verbürgt. Was hier *government* heißt, kann sich sehr plötzlich in nichts auflösen. Schon vor dem Kriege haben die Trusts bei einem Streik oft genug ihre Werke durch eigene Befestigungen und Ma-

schinengewehr schützen verteidigt. Es gibt im „Lande der Freiheit“ nur den Entschluß freier Männer, sich selbst zu helfen — der Revolver in der Hosentasche ist eine amerikanische Erfindung —, aber er steht den Besitzenden ebenso frei wie den andern. Erst kürzlich haben die Farmer in Iowa ein paar Städte belagert und mit Aushungern bedroht, wenn ihnen ihre Produkte nicht zu einem menschenwürdigen Preis abgenommen würden. Vor wenig Jahren hätte man jeden für irrsinnig erklärt, der das Wort Revolution in Beziehung auf dies Land ausgesprochen hätte. Heute sind derartige Gedanken längst an der Tagesordnung. Was werden die Massen von Arbeitslosen tun — ich wiederhole: zum überwiegenden Teil nicht „hundertprozentige Amerikaner“ —, wenn ihre Hilfsquellen vollständig erschöpft sind und es keine staatliche Unterstützung gibt, weil es keinen organisierten Staat mit genauer und ehrlicher Statistik und Kontrolle der Bedürftigen gibt? Werden sie sich der Kraft ihrer Fäuste und ihrer wirtschaftlichen Interessengemeinschaft mit der Unterwelt erinnern? Und wird die geistig primitive, nur an Geld denkende Oberschicht im Kampf mit dieser ungeheuren Gefahr auf einmal schlummernde moralische Kräfte offenbaren, die zum wirklichen Aufbau eines Staates führen und zur seelischen Bereitschaft, Gut und Blut für ihn zu opfern, statt wie bisher den Krieg als Mittel zum Geldverdienen aufzufassen? Oder werden die wirtschaftlichen Sonderinteressen einzelner Gebiete doch stärker bleiben und, wie 1861 schon einmal, zum Zerfall des Landes in einzelne Staaten führen — etwa den industriellen Nordosten, die Farmergebiete des mittleren Westens, die Negerstaaten des Südens und das Gebiet jenseits der Rocky Mountains?

Es gibt, wenn man von Japan absieht, das lediglich den Wunsch hat, seine imperialistischen Pläne in Ostasien und nach Australien hin ungestört durchzuführen, nur eine Macht, welche alles tun und jedes Opfer bringen würde, um einen solchen Zerfall zu fördern: England. Es hat das schon einmal getan, bis dicht an eine Kriegserklärung heran: 1862—64 während des Sezessionskrieges, als für die Südstaaten in britischen Häfen Kriegs- und Kaperschiffe gebaut oder gekauft wurden, die in europäischen Gewässern ausgerüstet und bemannt — die „Alabama“ sogar mit britischen Seesoldaten —, die Handelsschiffe der Nordstaaten überall ver-

bensgefühl in die herrschende Stellung ein und hat z. B. schon die alte, oligarchische Form der vornehmen parlamentarischen Regierung in die kontinentale und anarchische Art schmutziger Parteikämpfe umgewandelt. Galsworthy hat diese Tragik des Erlöschens mit tiefem schmerzlichen Verstehen in seiner Forsythe Saga geschildert. Damit s'iegt wirtschaftlich das Rentnerideal über den kapitalistischen Imperialismus. Man besitzt noch erhebliche Reste des einstigen Reichtums, aber der Antrieb fehlt, neuen zu erkämpfen. Industrie und Handel veralten langsam in ihren Methoden, ohne daß die schöpferische Energie da wäre, nach amerikanischem und deutschem Vorbild neue Formen zu schaffen. Die Unternehmungslust stirbt ab, und die junge Generation zeigt geistig, sittlich und in ihrer Weltanschauung einen Absturz von der Höhe, zu der die Qualität der englischen Gesellschaft im vorigen Jahrhundert hinaufgezüchtet war, der erschreckend und in der ganzen Welt ohne Beispiel ist. Der alte Appell: *England expects everyman to do his duty*, den vor dem Kriege jeder junge Engländer aus guter Familie in Eton und Oxford an sich persönlich gerichtet fühlte, hallt heute in den Wind. Man beschäftigt sich spielerisch mit bolschewistischen Problemen, treibt Erotik als Sport und Sport als Beruf und Inhalt des Lebens. Es sind die Leute der älteren Generation, die schon als Männer in hohen Stellungen tätig waren, als der Krieg ausbrach, welche sich in Sorge und Verzweiflung fragen, wer denn das Ideal des Greater Britain nach ihnen verteidigen soll. Bernhard Shaw hat im „Kaiser von Amerika“ angedeutet, daß „einige“ lieber den hoffnungslosen Kampf gegen Amerikas Übermacht durchfechten als die Waffen strecken würden, aber wie viele werden das in zehn, in zwanzig Jahren sein? Im Westminsterstatut von 1931 hat England die weißen Dominions als Commonwealth of nations sich völlig gleichgestellt. England hat auf den Vorrang verzichtet und verband sich mit diesen Staaten auf Grund gleicher Interessen, vor allem des Schutzes durch die englische Flotte. Aber morgen schon können Kanada und Australien sich ohne Sentimentalität den Vereinigten Staaten zuwenden, wenn sie dort ihre Interessen, etwa als weiße Nationen gegen das gelbe Japan, besser gewahrt sehen. Jenseits von Singapur ist die einstige Stellung Englands schon aufgegeben, und wenn Indien verloren geht, hat auch die Stellung in

wollen nichts als die Ruhe eines in Schmutz, Geiz und Stumpfheit müde und unfruchtbar gewordenen Volkstums, ein wenig Geld, Wein und „*amour*“, und wollen nichts mehr von großer Politik, von wirtschaftlichem Ehrgeiz, vom Kampf um bedeutende Lebensziele hören. Darüber aber liegt die langsam kleiner werdende jakobinische Schicht, die seit 1792 das Schicksal des Landes bestimmt und den Nationalismus französischer Prägung nach einer alten Lustspielfigur von 1831 auf den Namen Chauvin getauft hat. Sie setzt sich zusammen aus Offizieren, Industriellen, den höheren Beamten der von Napoleon streng zentralisierten Verwaltung, den Journalisten der Pariser Presse, den Abgeordneten ohne Unterschied der Parteien und ihrer Programme — Abgeordneter sein bedeutet in Paris ein Privat-, kein Parteigeschäft — und einigen mächtigen Organisationen wie der Loge und den Frontkämpferverbänden. Im stillen geleitet und ausgenützt wird sie seit einem Jahrhundert von der internationalen Pariser Hochfinanz, welche die Presse und die Wahlen bezahlt. Chauvinismus ist längst in weitem Umfange ein Geschäft.

Die Herrschaft dieser Oberschicht beruht heute auf der namenlosen aber echten Angst der Provinz vor irgendwelchen außenpolitischen Gefahren und vor neuer Entwertung der Ersparnisse, einer Angst, die durch die Pariser Presse und die geschickte Art, Wahlen zu machen, aufrechterhalten wird. Aber diese Stimmung ist noch auf Jahre hinaus eine Gefahr für alle Nachbarländer, England und Italien so gut wie Deutschland. Sie hat sich vor 1914 von England und Rußland für deren Ziele gebrauchen lassen und würde heute noch einem geschickten Staatsmann eines fremden Landes als Instrument zur Verfügung stehen. Die Gestalt Chauvins wächst langsam zum Gegenteil des spanischen Don Quichote empor und erregt heute schon in ihrer grandiosen Komik das Lächeln der halben Welt: Der greisenhaft gewordene Draufgänger, der nach vielen Heldentaten, mit dem größten Goldhaufen der Welt hinter sich, bis an die Zähne bewaffnet und mit allen möglichen Rüstungsstücken behängt, von schwerbewaffneten Dienern umgeben und alle Freunde von gestern zu Hilfe rufend in seinem zur Festung umgebauten Hause zitternd aus dem Fenster blickt und beim Anblick jedes kaum bewaffneten Nachbarn außer sich gerät. Das ist das Ende der *grande nation*. Ihr Erbe im Gebiet des Mittelmeers und

DIE WEISSE WELTREVOLUTION

10

So sieht das Zeitalter der Weltkriege aus, in dessen Anfängen wir uns erst befinden. Aber dahinter erscheint das zweite Element der ungeheuren Umwälzung, die Weltrevolution. Was will sie? Worin besteht sie? Was hat das Wort im tiefsten Grunde zu bedeuten? Man versteht seinen vollen Inhalt heute so wenig wie den geschichtlichen Sinn des ersten Weltkrieges, der eben hinter uns liegt. Es handelt sich nicht um die Bedrohung der Weltwirtschaft durch den Bolschewismus von Moskau, wie es die einen, und nicht um die „Befreiung“ der Arbeiterklasse, wie es die andern meinen. Das sind nur Fragen der Oberfläche. Vor allem: diese Revolution droht nicht erst, sondern wir stehen mitten darin, und nicht erst seit gestern und heute, sondern seit mehr als einem Jahrhundert. Sie durchkreuzt den „horizontalen“ Kampf zwischen den Staaten und Nationen durch den vertikalen zwischen den führenden Schichten der weißen Völker und den andern, und im Hintergrund hat schon der weit gefährlichere zweite Teil dieser Revolution begonnen: der Angriff auf die Weißen überhaupt von seiten der gesamten Masse der farbigen Erdbevölkerung, die sich ihrer Gemeinschaft langsam bewußt wird.

Dieser Kampf herrscht nicht nur zwischen den Schichten von Menschen, sondern darüber hinaus zwischen den Schichten des Seelenlebens bis in den einzelnen Menschen hinein. Fast jeder von uns hat diesen Zwiespalt des Fühlens und Meinens in sich, obwohl er das gar nicht weiß. Deshalb kommen so wenige zu der klaren Einsicht, auf welcher Seite sie wirklich stehen. Aber gerade das zeigt die innere Notwendigkeit dieser Entscheidung, die weit über das persönliche Wünschen und Wirken hinausgeht. Mit den Schlagworten, welche der herrschenden Mode des Denkens entstammen, Bolschewismus, Kommunismus, Klassenkampf, Kapitalismus und Sozialismus, mit denen jeder die Frage genau umschrieben glaubt, weil er nicht in die Tiefe der Tatsachen zu sehen vermag, ist da sehr wenig gewonnen. Das gleiche hat sich in allen vergangenen Kulturen

für die Zwecke von Geschäftspolitikern und Berufsrevolutionären. Aus diesen Kreisen hat sich die „Diktatur von unten“ als die notwendige letzte Folge der radikalen demokratischen Anarchie entwickelt, damals wie heute. Polybius, der staatsmännische Erfahrung und einen scharfen Blick für den Gang der Ereignisse besaß, sah das schon dreißig Jahre vor C. Gracchus mit Sicherheit voraus: „Wenn sie hinter hohen Staatsämtern her sind und sie nicht auf Grund persönlicher Vorzüge und Fähigkeiten erhalten können, dann verschwenden sie Geld, indem sie die Masse auf jede Art ködern und verführen. Die Folge ist, daß das Volk durch dies politische Strebertum ans Geschenknehmen gewöhnt und begehrt nach Geld ohne Arbeit wird: Damit geht die Demokratie zu Ende, und es tritt die Gewalt und das Recht der Fäuste an ihre Stelle. Denn sobald die Menge, die von fremdem Eigentum zu leben und die Hoffnung für ihren Unterhalt auf den Besitz anderer zu gründen sich gewöhnt hat, einen ehrgeizigen und entschlossenen Führer findet, geht sie zur Anwendung der Macht ihrer Fäuste über. Und jetzt, sich zusammenrottend, wütet sie mit Mord und Vertreibung und eignet sich den Besitz der anderen an, bis sie völlig verwildert in die Gewalt eines unumschränkten Diktators gerät.“¹ ... „Die eigentliche Katastrophe wird jedoch durch die Schuld der Masse herbeigeführt werden, wenn sie durch die Geldgier der einen sich geschädigt glaubt, während der Ehrgeiz der andern, ihrer Eitelkeit schmeichelnd, sie zur Selbstüberschätzung verführt. In der Wut wird sie sich erheben, wird bei allen Verhandlungen nur der Leidenschaft Gehör geben, wird denen, welche den Staat leiten, keinen Gehorsam mehr leisten, ja ihnen nicht einmal Gleichberechtigung zugestehen, sondern in allem das Recht der Entscheidung für sich fordern. Wenn es dahin kommt, wird der Staat sich mit den schönsten Namen schmücken, denen der Freiheit und Regierung des Volkes durch sich selbst, aber in Wirklichkeit wird er die schlimmste Form erhalten haben, die Ochlokratie, die Diktatur des Pöbels.“²

Diese Diktatur droht heute den weißen Völkern nicht etwa, sondern wir befinden uns unter ihrer vollen Herrschaft, und zwar so tief und so selbstverständlich, daß wir es gar nicht mehr bemerken. Die „Diktatur des Proletariats“, das heißt seiner Nutznießer, der Gewerkschaften

¹ VI, 9. ² VI, 57.

Kulturen sich zu bilden beginnt.¹ In dieser steinernen und versteinerten Welt sammelt sich in immer steigendem Maße entwurzeltes Volkstum an, das dem bäuerlichen Lande entzogen wird, „Masse“ in erschreckendem Sinne, formloser menschlicher Sand, aus dem man zwar künstliche und deshalb flüchtige Gebilde kneten kann, Parteien, nach Programmen und Idealen entworfene Organisationen, in dem aber die Kräfte natürlichen, durch die Folge der Generationen mit Tradition gesättigten Wachstums abgestorben sind, vor allem die natürliche Fruchtbarkeit allen Lebens, der Instinkt für die Dauer der Familien und Geschlechter. Der Kinderreichtum, das erste Zeichen einer gesunden Rasse, wird lästig und lächerlich.² Es ist das ernsteste Zeichen des „Egoismus“ großstädtischer Menschen, selbständig gewordener Atome, des Egoismus, der nicht das Gegenteil des heutigen Kollektivismus ist — dazwischen besteht überhaupt kein Unterschied; ein Haufen Atome ist nicht lebendiger als ein einzelnes —, sondern das Gegenteil des Triebes, im Blute von Nachkommen, in der schöpferischen Sorge für sie, in der Dauer seines Namens fortzuleben. Dafür schießt die kahle Intelligenz, diese einzige Blüte, das Unkraut des städtischen Pflasters, in unwahrscheinlichen Mengen auf. Das ist nicht mehr die sparsame, tiefe Weisheit alter Bauerngeschlechter, die so lange wahr bleibt, als die Geschlechter dauern, zu denen sie gehört, sondern der bloße Geist des Tages, der Tageszeitungen, Tagesliteratur und Volksversammlungen, der Geist ohne Blut, der alles kritisch zernagt, was von echter, also gewachsener Kultur noch lebendig aufrecht steht.

Denn Kultur ist ein Gewächs. Je vollkommener eine Nation die Kultur repräsentiert, zu deren vornehmsten Schöpfungen immer die Kulturvölker selbst gehören, je entschiedener sie im Stile echter Kultur geprägt und gestaltet ist, desto reicher ist ihr Wuchs gegliedert nach Stand und Rang, mit ehrfurchtgebietenden Distanzen vom wurzelhaften Bauerntum bis hinauf in die führenden Schichten der städtischen Gesellschaft. Hier bedeuten Höhe der Form, der Tradition, Zucht und Sitte, angeborene Überlegenheit der leitenden Geschlechter, Kreise, Persönlichkeiten das Leben, das Schicksal des Ganzen. Eine Gesellschaft in diesem Sinne bleibt von verstandesmäßigen Einteilungen und Wunschbildern unberührt oder

¹ Unt. d. Abdl. II, S. 117 ff.

² Unt. d. Abdl. II, S. 123 ff.

sie hat aufgehört zu sein. Vor allem besteht sie aus Rangordnungen und nicht aus „Wirtschaftsklassen“. Diese englisch-materialistische Ansicht, die sich seit Adam Smith mit und aus dem zunehmenden Rationalismus entwickelt hat und vor fast hundert Jahren von Marx in ein flaches und zynisches System gebracht worden ist, wird dadurch nicht richtiger, daß sie sich durchgesetzt hat und in diesem Augenblick das gesamte Denken, Sehen und Wollen der weißen Völker beherrscht. Sie ist ein Zeichen des Verfalls der Gesellschaft und weiter nichts. Schon vor dem Ende dieses Jahrhunderts wird man sich mit Erstaunen fragen, wie diese Wertung gesellschaftlicher Formen und Stufen nach „Arbeitgebern“ und „Arbeitnehmern“, nach der Menge von Geld also, die der einzelne als Vermögen, Rente oder Lohn hat oder haben will, überhaupt ernst genommen werden konnte, nach der Geldmenge, nicht nach der standesgebundenen Art, wie es erworben und zu echtem Besitz gestaltet wird. Es ist der Standpunkt von Proleten und Parvenus, die im tiefsten Grunde derselbe Typus sind, dieselbe Pflanze des großstädtischen Pflasters, vom Dieb und Agitator der Gasse bis zum Spekulanten der Börse und der Parteipolitik.

„Gesellschaft“ aber bedeutet Kultur haben, Form haben bis in den kleinsten Zug der Haltung und des Denkens hinein, Form, die durch eine lange Zucht von ganzen Geschlechtern herangebildet worden ist, strenge Sitte und Lebensauffassung, welche das gesamte Sein mit tausend nie ausgesprochenen und nur selten ins Bewußtsein tretenden Pflichten und Bindungen durchdringt, damit aber alle Menschen, die dazu gehören, zu einer lebendigen Einheit macht, oft weit über die Grenzen einzelner Nationen hinaus wie den Adel der Kreuzzüge und des 18. Jahrhunderts. Das bestimmt den Rang; das heißt „Welt haben“. Das wird schon unter den germanischen Stämmen beinahe mystisch mit Ehre bezeichnet. Diese Ehre war eine Kraft, welche das ganze Leben der Geschlechter durchdrang. Die persönliche Ehre war nur das Gefühl der unbedingten Verantwortung des einzelnen für die Standesehre, die Berufsehre, die nationale Ehre. Der einzelne lebte das Dasein der Gemeinschaft mit, und das Dasein der andern war zugleich das seine. Was er tat, zog die Verantwortung aller nach sich, und damals starb ein Mensch nicht nur seelisch dahin, wenn er ehrlos geworden, wenn sein oder der Seinen Ehrgefühl durch eigene

oder fremde Schuld tödlich verletzt worden war. Alles was man Pflicht nennt, die Voraussetzung jedes echten Rechts, die Grundsubstanz jeder vornehmen Sitte, geht auf Ehre zurück. Seine Ehre hat das Bauerntum wie jedes Handwerk, der Kaufmann und der Offizier, der Beamte und die alten Fürstengeschlechter. Wer sie nicht hat, wer „keinen Wert darauf legt“, vor sich selbst wie vor seinesgleichen anständig dazustehen, ist „gemein“. Das ist der Gegensatz zur Vornehmheit im Sinne jeder echten Gesellschaft, nicht die Armut, der Mangel an Geld, wie es der Neid heutiger Menschen meint, nachdem man jeden Instinkt für vornehmes Leben und Empfinden verloren hat und die öffentlichen Manieren aller „Klassen“ und „Parteien“ gleich pöbelhaft geworden sind.

In die alte vornehme Gesellschaft Westeuropas, die am Ende des 18. Jahrhunderts an Höhe des Lebens und Feinheit der Formen etwas erreicht hatte, das nicht mehr übertroffen werden konnte und in manchen Zügen schon zerbrechlich und krank zu werden begann, wuchs noch in den vierziger Jahren das erfolgreiche englisch-puritanische Bürgertum hinein, das den Ehrgeiz hatte, dem Hochadel in seiner Lebensführung gleich zu werden und wenn möglich mit ihm zu verschmelzen. Darin, in der Einverleibung immer neuer Ströme menschlichen Lebens, zeigt sich die Kraft alter gewachsener Formen. Aus den Plantagenbesitzern im spanischen Süd- und im englischen Nordamerika war längst eine echte Aristokratie nach dem Vorbild spanischer Granden und englischer Lords geworden. Die letztere wurde im Bürgerkrieg von 1861—65 vernichtet und durch die Parvenus von Newyork und Chikago mit dem Protzendum ihrer Milliarden ersetzt. Noch nach 1870 wuchs das neue deutsche Bürgertum in die strenge Lebensauffassung des preußischen Offizier- und Beamtenstandes hinein. Aber das ist die Voraussetzung gesellschaftlichen Daseins: was durch Fähigkeiten und durch innere Kraft in höhere Schichten aufsteigt, muß durch die Strenge der Form und die Unbedingtheit der Sitte erzogen und geadelt werden, um in den Söhnen und Enkeln diese Form nunmehr selbst zu repräsentieren und weiterzugeben. Eine lebendige Gesellschaft erneuert sich unaufhörlich durch wertvolles Blut, das von unten, von außen einströmt. Es beweist die innere Kraft der lebendigen Form, wieviel sie aufnehmen, verfeinern und angleichen kann, ohne unsicher zu werden. Sobald aber diese

Form des Lebens nicht mehr selbstverständlich ist, sobald sie der Kritik in bezug auf ihre Notwendigkeit auch nur Gehör verstatet, ist es mit ihr zu Ende. Man verliert den Blick für die Notwendigkeit der Gliederung, die jeder Art Mensch und menschlicher Tätigkeit ihren Rang im Leben des Ganzen anweist, den Sinn für die notwendige Ungleichheit der Teile also, die mit organischer Gestaltung identisch ist. Man verliert das gute Gewissen des eigenen Ranges und verlernt es, Unterordnung als selbstverständlich entgegenzunehmen, aber in demselben Grade verlernen es, erst in Folge davon, die unteren Schichten, diese Unterordnung zu leisten und als notwendig und berechtigt anzuerkennen. Auch hier beginnt, wie jedesmal, die Revolution von oben, um dann Revolten von unten Platz zu machen. „Allgemeine“ Rechte wurden von jeher denen gegeben, die gar nicht daran gedacht hatten sie zu verlangen. Aber die Gesellschaft beruht auf der Ungleichheit der Menschen. Das ist eine naturhafte Tatsache. Es gibt starke, schwache, zur Führung berufene und ungeeignete, schöpferische und unbegabte, ehrenhafte, faule, ehrgeizige und stille Naturen. Jede hat ihren Platz in der Ordnung des Ganzen. Je bedeutender eine Kultur ist, je mehr sie der Gestaltung eines edlen tierischen oder pflanzlichen Leibes gleicht, desto größer sind die Unterschiede der aufbauenden Elemente, die Unterschiede, nicht die Gegensätze, denn diese werden erst verstandesmäßig hineingetragen. Kein tüchtiger Knecht denkt daran, den Bauern als seinesgleichen zu betrachten, und jeder Vorarbeiter, der etwas leistet, verbittet sich den Ton der Gleichheit von seiten ungelernter Arbeiter. Das ist das natürliche Empfinden menschlicher Verhältnisse. „Gleiche Rechte“ sind wider die Natur, sind ein Zeichen der Entartung altgewordener Gesellschaften, sind der Beginn ihres unaufhaltsamen Zerfalls. Es ist intellektuelle Dummheit, den durch Jahrhunderte herangewachsenen und durch Tradition gefestigten Bau der Gesellschaft durch etwas anderes ersetzen zu wollen. Man ersetzt das Leben nicht durch etwas anderes. Auf das Leben folgt nur der Tod.

Und so ist es im tiefsten Grunde auch gemeint. Man will nicht verändern und verbessern, sondern zerstören. Aus jeder Gesellschaft sinken beständig entartete Elemente nach unten, verbrauchte Familien, heruntergekommene Glieder hochgezüchteter Geschlechter,

Mißratene und Minderwertige an Seele und Leib — man sehe sich nur einmal die Gestalten in diesen Versammlungen, Kneipen, Umzügen und Krawallen an; irgendwie sind sie alle Mißgeburten, Leute, die statt tüchtiger Rasse im Leib nur noch Rechthabereien und Rache für ihr verfehltes Leben im Kopfe haben, und an denen der Mund der wichtigste Körperteil ist. Es ist die Hefe der großen Städte, der eigentliche Pöbel, die Unterwelt in jedem Sinne, die sich überall im bewußten Gegensatz zur großen und vornehmen Welt bildet und im Haß gegen sie vereinigt: politische und literarische Bohème, verkommener Adel wie Catilina und Philipp Egalité, der Herzog von Orleans, gescheiterte Akademiker, Abenteurer und Spekulant, Verbrecher und Dirnen, Tagediebe, Schwachsinnige, untermischt mit ein paar traurigen Schwärmern für irgendwelche abstrakten Ideale. Ein verschwommenes Rachegefühl für irgendein Pech, das ihnen das Leben verdarb, die Abwesenheit aller Instinkte für Ehre und Pflicht und ein hemmungsloser Durst nach Geld ohne Arbeit und Rechten ohne Pflichten führt sie zusammen. Aus diesem Dunstkreis gehen die Tageshelden aller Pöbelbewegungen und radikalen Parteien hervor. Hier erhält das Wort Freiheit den blutigen Sinn sinkender Zeiten. Die Freiheit von allen Bindungen der Kultur ist gemeint, von jeder Art von Sitte und Form, von allen Menschen, deren Lebenshaltung sie in dumpfer Wut als überlegen empfinden. Stolz und still getragene Armut, schweigende Pflichterfüllung, Entsagung im Dienst einer Aufgabe oder Überzeugung, Größe im Tragen eines Schicksals, Treue, Ehre, Verantwortung, Leistung, alles das ist ein steter Vorwurf für die „Erniedrigten und Beleidigten“.

Denn, es sei noch einmal gesagt, der Gegensatz von vornehm ist nicht arm, sondern gemein. Das niedrige Denken und Empfinden dieser Unterwelt bedient sich der entwurzelten, in all ihren Instinkten unsicher gewordenen Masse der großen Städte, um seine eigenen Ziele und Genüsse der Rache und Zerstörung zu erreichen. Deshalb wird dieser ratlosen Menge ein „Klassenbewußtsein“ und „Klassenhaß“ durch ununterbrochenes Reden und Schreiben eingimpft, deshalb werden ihr die führenden Schichten, die „Reichen“, die „Mächtigen“, in gerader Umkehrung ihrer wirklichen Bedeutung als Verbrecher und Ausbeuter gezeichnet, und endlich bietet man sich ihr als Retter und Führer an. Alle „Volksrechte“, die oben aus krankem Gewissen

was nicht jedem zugänglich ist, was emporragt und endlich hinunter soll. Nicht nur Tradition und Sitte, sondern jede Art von verfeinerter Kultur, Schönheit, Grazie, der Geschmack sich zu kleiden, die Sicherheit der Umgangsformen, die gewählte Sprache, die beherrschte Haltung des Körpers, die Erziehung und Selbstzucht verrät, reizen das gemeine Empfinden bis aufs Blut. Ein vornehm gebildetes Gesicht, ein schmaler Fuß, der sich leicht und zierlich vom Pflaster hebt, widersprechen aller Demokratie. Das *otium cum dignitate* statt des Spektakels von Boxkämpfen und Sechstagerennen, die Kennerenschaft für edle Kunst und alte Dichtung, selbst die Freude an einem gepflegten Garten mit schönen Blumen und seltenen Obstarten ruft zum Verbrennen, Zerschlagen, Zertrampeln auf. Die Kultur ist in ihrer Überlegenheit der Feind. Weil man ihre Schöpfungen nicht verstehen, sie sich innerlich nicht aneignen kann, weil sie nicht „für alle“ da sind, müssen sie vernichtet werden.

Und das ist die Tendenz des Nihilismus: Man denkt nicht daran, die Masse zur Höhe echter Kultur zu erziehen; das ist anstrengend und unbequem und vielleicht fehlt es auch an gewissen Voraussetzungen. Im Gegenteil: Der Bau der Gesellschaft soll eingeebnet werden bis herab auf das Niveau des Pöbels. Die allgemeine Gleichheit soll herrschen: alles soll gleich gemein sein. Die gleiche Art, sich Geld zu verschaffen und es für die gleiche Art von Vergnügen auszugeben: *panem et circenses* — mehr braucht man nicht und mehr versteht man nicht. Überlegenheit, Manieren, Geschmack, jede Art von innerem Rang sind Verbrechen. Ethische, religiöse, nationale Ideen, die Ehe um der Kinder willen, die Familie, die Staatshoheit sind altmodisch und reaktionär. Das Straßenbild von Moskau zeigt das Ziel, aber man täusche sich nicht: Es ist nicht der Geist von Moskau, der hier gesiegt hat. Der Bolschewismus ist in Westeuropa zu Hause und zwar, seit die englisch-materialistische Weltauffassung der Kreise, in denen Voltaire und Rousseau als gelehrige Schüler verkehrten, im Jakobinismus des Kontinents einen wirksamen Ausdruck gefunden hatte. Die Demokratie des 19. Jahrhunderts ist bereits Bolschewismus; sie besaß nur noch nicht den Mut zu ihren letzten Folgerungen. Es ist nur ein Schritt vom Bastillesturm und der die allgemeine Gleichheit befördernden Guillo-

arbeiters mit dem eines Kleinbauern. Um 1840 war die Lebenshaltung beider Klassen etwa dieselbe. Heute arbeitet der erste viel weniger als der andre, aber die Art, wie der Bauer, gleichviel ob in Pommern, Yorkshire oder Kansas, wohnt, ißt und sich kleidet, ist gegenüber dem, was ein Metallarbeiter vom Ruhrgebiet bis nach Pennsylvanien hin für seinen Unterhalt und vor allem für sein Vergnügen ausgibt, so erbärmlich, daß der Arbeiter sofort streiken würde, wenn man ihm zumutete, jemals wieder für die doppelte Arbeit und die ewige Sorge um Mißernte, Absatz und Verschuldung diese Lebenshaltung in Kauf zu nehmen. Was in den großen Städten des Nordens als Existenzminimum und als „Elend“ betrachtet wird, würde in einem Dorf eine Wegstunde davon schon als Verschwendung erscheinen, ganz abgesehen vom Lebensstil im Gebiet des südeuropäischen Agrarkommunismus, wo die Anspruchslosigkeit farbiger Völker noch zu Hause ist. Aber dieser Luxus der Arbeiterschaft, die Folge der politischen Luxuslöhne, ist da und wer bezahlt ihn? Die geleistete Arbeit nicht. Ihr Ertrag ist bei weitem nicht soviel wert. Es müssen andere arbeiten, der ganze Rest der Nation, um ihn zu bestreiten. Es gibt Narren — wenn Ford ernst gemeint hat, was er sagte und schrieb, gehört er dazu —, die glauben, daß die gesteigerte „Kaufkraft“ der Arbeiter die Wirtschaft auf der Höhe halte. Aber haben die unbeschäftigten Massen Roms seit der Gracchenzeit das getan? Man redet vom Binnenmarkt, ohne darüber nachzudenken, was das in Wirklichkeit ist. Man mache doch die Probe auf dies neue Dogma der „weißen“ Gewerkschaften und entlohne die Arbeiter statt mit Geld mit den Erzeugnissen ihrer eigenen Arbeit, mit Lokomotiven, Chemikalien und Pflastersteinen, für deren Verkauf sie selbst zu sorgen hätten.

Sie wüßten nichts damit anzufangen. Sie würden entsetzt darüber sein, wie wenig diese Dinge wert sind. Es würde sich außerdem zeigen, daß zum Geldausgeben höherer Art derselbe Grad von Kultur gehört, dieselbe Durchgeistigung des Geschmacks wie zum Geldverdienen durch überlegene Leistungen. Es gibt vornehmen und gemeinen Luxus, daran ändert man nichts. Es ist der Unterschied zwischen einer Oper von Mozart und einem Operettenschlager. Den Luxuslöhnen entspricht nun einmal kein verfeinertes Luxusbedürfnis. Es ist allein die Kaufkraft der höheren Gesellschaft, welche eine Quali-

tätsindustrie möglich macht. Die niederen Schichten ernähren nur eine Vergnügungsindustrie, „*circenses*“, heute wie im alten Rom. Aber dieser vulgäre Luxus der großen Städte — wenig Arbeit, viel Geld, noch mehr Vergnügen — übte eine verhängnisvolle Wirkung auf die hart arbeitenden und bedürfnislosen Menschen des flachen Landes aus. Man lernte dort Bedürfnisse kennen, von denen die Väter sich nichts hatten träumen lassen. Entsagen ist schwer, wenn man das Gegenteil vor Augen hat. Die Landflucht begann, erst der Knechte und Mägde, dann der Bauernsöhne, zuletzt ganzer Familien, die nicht wußten, ob und wie sie das väterliche Erbe gegenüber dieser Verzerrung des Wirtschaftslebens halten könnten. Es war in allen Kulturen auf dieser Stufe das gleiche. Es ist nicht wahr, daß Italien seit der Zeit Hannibals durch den Großgrundbesitz entvölkert worden wäre. Das „*panem et circenses*“ der Weltstadt Rom hat es getan, und erst das menschenleer und wertlos gewordene Land führte zur Entwicklung der Latifundienwirtschaft mit Sklaven.¹ Sonst wäre es Wüste geworden. Die Entvölkerung der Dörfer begann 1840 in England, 1880 in Deutschland, 1920 im mittleren Westen der Vereinigten Staaten. Der Bauer hatte es satt, Arbeit ohne Lohn zu tun, während die Stadt ihm Lohn ohne Arbeit versprach. So ging er davon und wurde „Proletarier“.

Der Arbeiter selbst war unschuldig daran. Er empfindet seine Lebenshaltung gar nicht als Luxus, im Gegenteil. Er ist elend und unzufrieden geworden wie jeder Privilegierte ohne eignes Verdienst. Was gestern das Ziel ausschweifender Wünsche war, ist heute selbstverständlich geworden und erscheint morgen als Notstand, der nach Abhilfe schreit. Der Arbeiterführer hat den Arbeiter verdorben, als er ihn zum Prätorianer des Klassenkampfes wählte. Zur Zeit des kommunistischen Manifestes sollte er zu diesem Zweck seelisch zum Proletarier gemacht werden, heute wird er zu gleichem Zweck mit der Hoffnung gefüttert, es eines Tages nicht mehr zu sein. Aber hier wie dort hat die unverdiente Höhe des politischen Lohnes dahin geführt, immer mehr für unentbehrlich zu halten.

Aber kann dieser Lohn, der eine selbständige Größe neben der Wirtschaft geworden ist, überhaupt noch bezahlt werden? Womit? Von wem? Bei genauem Zusehen zeigt sich, daß die Vor-

¹ Unt. d. Abendl. II, S. 126.

2 | stellung vom Ertrag der Wirtschaft sich unter dem Druck der Lohnerpressungen unbemerkt verändert hat. Nur ein gesundes Wirtschaftsleben kann fruchtbar sein. Es gibt einen natürlichen, ungewungenen Ertrag, solange der Lohn der ausführenden Arbeit als Funktion von ihm abhängt. Wird dieser eine unabhängige — politische — Größe, ein ununterbrochener Aderlaß, den kein lebender Körper erträgt, so beginnt eine künstliche, krankhafte Art und Berechnung des Wirtschaftens, ein Wettrennen zwischen dem Absatz, der an der Spitze bleiben muß, wenn nicht das Ganze erliegen, sich verbluten soll, und den vorausseilenden Löhnen samt Steuern und sozialen Abgaben, die indirekte Löhne sind. Das fieberhafte Tempo der Produktionssteigerung geht zum großen Teil von dieser geheimen Wunde des Wirtschaftslebens aus. Die Bedarfsreizung durch alle Mittel der Reklame greift um sich; der Fernabsatz unter farbigen Völkern wird auf jede denkbare Weise ausgedehnt und erzwungen. Der wirtschaftliche Imperialismus der großen Industriestaaten, der mit militärischen Mitteln Absatzgebiete sichert und in ihrer Rolle als solche zu erhalten sucht, wird in seiner Intensität auch durch den Selbsterhaltungstrieb der Wirtschaftsführer bestimmt, welche der beständige lohnpolitische Druck der Arbeiterparteien zur Abwehr aufruft. Sobald irgendwo in der „weißen“ Welt ein wirkliches oder scheinbares Aufatmen der Industrie stattfindet, melden die Gewerkschaften Lohnansprüche an, um ihren Anhängern Gewinne, die gar nicht vorhanden sind, zu sichern. Als in Deutschland die Reparationszahlungen eingestellt wurden, hieß es sofort, daß diese „Ersparnisse“ der Arbeiterschaft zugute kommen müßten. Die natürliche Folge der Luxuslöhne war eine Verteuerung der Produktion — also ein Sinken des Geldwertes —, und auch da wurde politisch eingegriffen, indem die Verkaufspreise gesetzlich gehalten oder gesenkt wurden, um die Kaufkraft der Löhne zu sichern. Deshalb wurden um 1850 in England die Kornzölle aufgehoben — eine verschleierte Lohnerhöhung also — und damit der Bauer dem Arbeiter geopfert, was seitdem überall versucht oder durchgeführt worden ist, zum Teil mit der absurden nationalökonomischen Begründung von Bankiers und ähnlichen „Sachverständigen“, daß man die Welt in Agrar- und Industrieländer aufteilen müsse, um eine zweckmäßige Organisation der „Weltwirtschaft“ zu erreichen.

Die letzten, entscheidenden Folgen dieses Wahnsinns der Luxuslöhne treten seit 1900 rasch zutage: die zunehmende Verödung des bäuerlichen Landes führte immer größere Massen in den Bereich des großstädtischen *panem et circenses* und verführte die Industrie zu immer größerer Ausdehnung der Werke, für deren Absatz man noch keine Sorge nötig zu haben glaubte. In die Vereinigten Staaten wanderten 1900—14 fünfzehn Millionen ländlicher Menschen aus Süd- und Osteuropa ein, während die Farmbevölkerung bereits abnahm.¹ In Nordeuropa erfolgte eine Binnenwanderung von gleichem Ausmaß. Im Bergwerksgebiet von Briey arbeiteten 1914 mehr Polen und Italiener als Franzosen. Und über diese Entwicklung brach nun das Verhängnis von einer Seite herein, welche die Führer des Klassenkampfes nie in den Kreis ihrer Berechnungen gezogen, welche sie nicht einmal bemerkt hatten.

Marx hatte die Industriewirtschaft der „weißen“ Länder des Nordens als das Meisterstück der „Bourgeoisie“ bewundert und gehaßt. Er blickte immer nur auf deren Heimat, auf England, Frankreich und Deutschland, und für seine Nachfolger blieb dieser provinzielle Horizont die rechtgläubige Voraussetzung aller taktischen Erwägungen. Aber die Welt war größer, und sie war mehr und etwas anderes als ein Gebiet, das den Export des kleinen europäischen Nordens stumm und widerstandslos aufnahm. Die weißen Arbeitermassen lebten nicht von der Industrie überhaupt, sondern vom Industriemonopol der nordischen Großmächte. Nur auf Grund dieser Tatsache waren die politischen Löhne gezahlt worden, ohne sofort zur Katastrophe zu führen. Jetzt aber erhob sich über dem Klassenkampf zwischen Arbeiterschaft und Gesellschaft innerhalb der weißen Völker ein Rassenkampf von ganz anderem Ausmaß, den kein Arbeiterführer geahnt hatte und den auch heute keiner in seiner schicksalsschweren Unerbittlichkeit begreift und zu begreifen wagt. Die Konkurrenz der weißen Arbeiter untereinander hatte man durch Gewerkschaftsorganisation und Tariflöhne beseitigt. Der seit 1840 herangewachsene Unterschied zwischen der Lebenshaltung des Industriearbeiters und des Bauern war dadurch unschädlich gemacht worden, daß die wirtschaftspolitischen

¹ Die reine Farmbevölkerung kam um 1900 zum Stillstand, nahm um 1910 jährlich um 100000, seit 1920 um eine halbe Million und seit 1925 um eine Million ab.

Entscheidungen — Zölle, Steuern, Gesetze — von der Arbeiterseite aus und gegen die Landwirtschaft gefällt wurden. Hier aber trat die Lebenshaltung der Farbigen in Konkurrenz mit den Luxuslöhnen der weißen Arbeiterschaft.

Farbige Löhne sind eine Größe anderer Ordnung und anderer Herkunft als weiße. Sie wurden diktiert, nicht gefordert, und wurden niedrig gehalten, wenn es sein mußte, mit Waffengewalt. Man nannte das nicht Reaktion oder Entrechtung des Proletariats, sondern Kolonialpolitik, und wenigstens der englische Arbeiter, der imperialistisch zu denken gelernt hatte, war ganz damit einverstanden. Marx suchte bei seiner Forderung des „vollen Ertragswertes“ als Arbeiterlohn eine Tatsache zu unterschlagen, die er bei größerer Ehrlichkeit hätte bemerken und in Rechnung stellen müssen: Im Ertrag nordischer Industrien stecken die Kosten tropischer Rohstoffe — Baumwolle, Gummi, Metalle — und in diesen die niedrigen Löhne farbiger Arbeiter. Die Überbezahlung der weißen Arbeit be- ruhte auch auf der Unterbezahlung der farbigen.¹

Was Sowjetrußland als Methode im Kampf gegen die „weiße“ Wirtschaft proklamiert hat, um deren Lebensfähigkeit durch Unterbietung zu zerstören: nämlich die eigene Arbeiterschaft nach Lebenshaltung und Arbeitszeit wieder auf den Stand von 1840 zu setzen, wenn es sein mußte durch Hungertod oder — wie 1923 in Moskau — durch Artillerie, das war ohne Zwang schon längst auf der ganzen Erde in Entwicklung begriffen. Und es richtete sich mit furchtbarer Wirkung weniger gegen den Rang dieser Industrie als gegen die Existenz der weißen Arbeiterschaft. Haben die Sowjets das nicht begriffen, infolge ihrer doktrinären Verblendung, oder war das schon der Vernichtungswille des erwachenden asiatischen Rassebewußtseins, das die Völker der abendländischen Kultur vertilgen will?

In südafrikanischen Minen arbeiten Weiße und Kaffern nebeneinander, der Weiße 8 Stunden mit einem Stundenlohn von 2 Schilling, der Kaffer 12 Stunden bei 1 Schilling Tagelohn. Dies groteske Verhältnis wird durch die weißen Gewerkschaften aufrechterhalten;

¹ Ebenso wird die Kaufkraft der weißen Löhne gesteigert, indem man die Konkurrenz der mit farbigen Löhnen gewonnenen Nahrungsmittel auf die Bauern des eigenen Landes löst, die ihrerseits an die hohen Tariflöhne und Abgaben gebunden sind.

wunden. Auch im Faschismus besteht die gracchische Tatsache zweier Fronten — die linke der unteren städtischen Masse und die rechte der gegliederten Nation vom Bauern bis zu den führenden Schichten der Gesellschaft —, aber sie ist durch die napoleonische Energie eines Einzelnen unterdrückt. Aufgehoben ist der Gegensatz nicht und kann es nicht sein,¹ und er wird in schweren Diadochenkämpfen in dem Augenblick wieder zutage treten, wo diese eiserne Hand das Steuer verläßt. Auch der Faschismus ist ein Übergang. Er hat sich von der städtischen Masse her entwickelt, als Massenpartei mit lärmender Agitation und Massenreden. Tendenzen des Arbeitersozialismus sind ihm nicht fremd. Aber solange eine Diktatur „sozialen“ Ehrgeiz hat, um des „Arbeiters“ willen da zu sein behauptet, auf den Gassen wirbt und populär ist, so lange ist sie Zwischenform. Der Cäsarismus der Zukunft kämpft nur um Macht, für ein Reich und gegen jede Art von Partei.

Jede ideologische Bewegung glaubt an das Endgültige ihrer Leistungen. Sie lehnt den Gedanken ab, daß „nach ihr“ die Geschichte weitergehe. Noch fehlt ihr die cäsarische Skepsis und Menschenverachtung, das tiefe Wissen um die Flüchtigkeit aller Erscheinungen. Der schöpferische Gedanke Mussolinis war groß, und er hat eine internationale Wirkung gehabt: Man sah eine mögliche Form, den Bolschewismus zu bekämpfen. Aber diese Form ist in der Nachahmung des Feindes entstanden und deshalb voller Gefahren: Die Revolution von unten, zum guten Teil von Untermenschen gemacht und mitgemacht, die bewaffnete Parteimiliz — im Rom Cäsars durch die Banden von Clodius und Milo vertreten —, die Neigung, die geistige und wirtschaftliche Führerarbeit der ausführenden Arbeit unterzuordnen, weil man sie nicht versteht, das Eigentum der anderen gering zu achten, Nation und Masse zu verwechseln, mit einem Wort: die sozialistische Ideologie des vorigen Jahrhunderts.

Das alles gehört zur Vergangenheit. Was die Zukunft vorwegnimmt, ist nicht das Dasein des Faschismus als Partei, sondern einzig und allein die Gestalt ihres Schöpfers. Mussolini ist nicht

¹ Abgesehen davon, daß in einem südlichen Lande mit halbtropischem Lebensstil und entsprechender „Rasse“, und außerdem mit schwacher Industrie, also unentwickeltem Proletariat, die nordische Schärfe des Gegensatzes nicht vorhanden ist. In England etwa hätte diese Art von Faschismus nicht entstehen und sich nicht behaupten können.

servativ und „rechts“ und wächst aus den Urmächten des Lebens hervor, soweit sie in nordischen Völkern noch vorhanden sind: Dem Instinkt für Macht und Eigentum, für Eigentum als Macht, für Erbe,¹ Fruchtbarkeit und Familie — denn das gehört zusammen — für Rangunterschiede und gesellschaftliche Gliederung, deren Todfeind der Rationalismus von 1750 bis 1950 war oder ist. Der Nationalismus der Gegenwart ist mit der in ihm verborgen liegenden monarchischen Gesinnung ein Übergang. Er ist eine Vorstufe des kommenden Cäsarismus, mag der auch in noch so weiter Ferne zu liegen scheinen. Hier regt sich der Ekel an allem liberalen und sozialistischen Parteiwesen, an jeder Art von Volkstümllichkeit, die stets ihr Objekt kompromittiert, an allem, was in Masse auftritt und mitreden will. Dieser Zug, mag er noch so tief unter „zeitgemäßerer“ Tendenzen verborgen sein, hat die Zukunft für sich — und die Führer der Zukunft. Alle wirklich großen Führer in der Geschichte gehen nach rechts, mögen sie aus noch so großer Tiefe emporgekommen sein: daran erkennt man den geborenen Herrn und Herrscher. Das gilt von Cromwell und Mirabeau wie von Napoleon. Je reifer die Zeit wird, desto aussichtsvoller ist dieser Weg. Der ältere Scipio ging an dem Konflikt zwischen den Traditionen seiner Herkunft, welche ihm die gesetzlose Diktatur verboten, und der geschichtlichen Stellung, die er durch die Rettung Roms vor der karthagischen Gefahr erhalten hatte, ohne es zu wollen, zugrunde und starb in der Fremde. Damals begann die revolutionäre Bewegung erst die traditionsgesättigten Formen zu untergraben, so daß der jüngere Scipio gegen die Gracchen noch eine schwache, Sulla gegen Marius bereits eine sehr starke Stellung hatte, bis endlich Cäsar, der als Catilinarier begann, keinen parteimäßigen Widerstand mehr fand. Denn die Pompejaner waren keine Partei, sondern der Anhang eines Einzelnen. Die Weltrevolution, so stark sie beginnt, endet nicht in Sieg oder Niederlage, sondern in Resignation der vorwärtsgetriebenen Massen. Ihre Ideale werden nicht widerlegt; sie werden langweilig. Sie bringen zuletzt niemand mehr dazu, sich für sie aufzuregen. Wer vom Ende des „Bürgertums“ redet, kennzeichnet sich

¹ Von dem ererbten Bauernhof, der Werkstatt, der Firma mit altem Namen bis zur Erbmonarchie. Die Republik ist seit 1789 eine Form der Opposition gegen den Erbgedanken, nichts anderes.

land, in Spanien, überall. Sie waren alle selbst kleine Individualisten — sehr kleine, ohne Talent, ohne Tiefe, aber eben deshalb von dem krampfhaften Bedürfnis besessen, Recht zu haben — und haßten deshalb die Überlegenheit der größeren, denen wenigstens ein Hauch von Skepsis sich selbst gegenüber nicht fremd war. Alle Revolutionäre sind humorlos — daran scheitern sie alle. Kleiner Eigensinn und Mangel an Humor — das ist die Definition des Fanatismus. Daß Führertum, Autorität, Respekt und „Sozialismus“ sich ausschließen, kam ihnen gar nicht zu Bewußtsein. Dieser Antiindividualismus ist die theoretische Mode des Augenblicks, unter den Intellektuellen wider Willen aller weißen Länder, wie es gestern ein Individualismus war, der sich nicht sehr davon unterschied. So kümmerlich diese Art von Geist ist, sie ist das einzige, was sie haben. Es ist Literatentum der großen Städte, nichts anderes, und nichts weniger als neu, denn schon die Jakobiner hatten sich daran müde geredet. Mangel an Intelligenz ist noch keine Überwindung des Rationalismus.

Worin besteht denn der „Sozialismus“ dieser Helden, die gegen die Freiheit der Persönlichkeit zu Felde ziehen? Es ist der unpersönliche asiatische Kollektivismus des Ostens, der Geist der großen Ebene,¹ in Verbindung mit der westlichen *levée en masse* von 1792: Was erhebt sich da eigentlich? Die Belanglosen, deren Zahl ihre einzige Macht ist. Es steckt sehr viel unterirdisch Slavisches darin, Reste vorgeschichtlicher Rassen und ihres primitiven Denkens, auch Neid auf das Russentum, dessen unentwickelter Wille es von der Qual der Minderwertigen befreit, etwas zu wollen und nicht zu wissen was, wollen zu müssen und es nicht zu wagen. Wer den Mut nicht hat, Hammer zu sein, findet sich mit der Rolle des Amboß ab. Sie ist nicht ohne Behagen. Der Drang danach, vom eigenen Wollen erlöst zu sein, in der trägen Mehrheit unterzutauchen, das Glück einer Bedientenseele, die Sorgen des Herrn nicht zu haben — alles das verkleidet sich hier in große Worte. Die Romantik der Belanglosen! Die Apotheose des Herdengefühls! Das letzte Mittel, die eigene Furcht vor Verantwortung zu idealisieren! Dieser Haß gegen den Individualismus aus Feigheit und Scham ist die Karikatur der großen Mystiker des 14. und 15. Jahrhunderts und ihres „Lassens der Ich-

¹ Unt. d. Abendl. II, S. 361.